Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Korn, Christoph Heinrich, 1726-1783 / Korn, Christoph Heinrich, / Gaum, Johann Ferdinand,

Die Auferstehung der Bettelmönche

Mietau [i.e. Ulm ?] 1782

H.mon. 214#Beibd.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10029899-9
VD18 11091169

Die Ferstehung der Bettelmönche.

gedrukt in Mietau
1782.

Die Auferstehung der Bettelmönche.

gedrukt in Mietau 1782.

Satis triumphat veritas, si apud paucos bonosque accepta, nec indoles ejus est placere multis.

Lips.

Vorrede.

Auch die heiligste und ehrwürdigste Dinge, sind von je her dem Schiksale unterworfen gewesen, daß sie von gewissen Leuten, welche entweder ihre Würde nicht einzusehen vermögend waren, oder von ihrem Glanze geblendet wur-

Satis triumphat veritas, si apud paucos bonosque accepta, nec indoles ejus est placere multis.

Lips.

Vorrede.

Auch die heiligste und ehrwürdigste Dinge, sind von je her dem Schiksale unterworfen gewesen, daß sie von gewissen Leuten, welche entweder ihre Würde nicht einzusehen vermögend waren, oder von ihrem Glanze geblendet wur-

den, oder endlich auch aus blos- ser Tadelsucht, angegriffen und verächtlich zu machen gesucht wor- den. Hauptsächlich ist die Reli- gion nicht davon verschont geblie- ben. Ein ganzer Schwarm von Freydenkern, oder vielmehr Nicht- denkern, hat das ganze Gebäude derselben zu erschüttern gesucht, und da ihre Kräfte dazu zu schwach waren, so haben sie sich an einzel- ne, aus heiligen Absichten einge- führte Gebräuche und Gewohn- heiten gemacht, und solche für schädlich, unnüze oder lächerlich ausgeschrieen.

So ist es auch den von heiligen Männern eingeführten und gestifteten Mönchsorden überhaupt gegangen; aber insonderheit haben die Mendikantenorden, vielfältige Angriffe erfahren müssen. Noch nie aber ist es so weit gekommen, wie zu unsern Zeiten, da man nicht mehr damit zufrieden ist, ein oder andre besondre Dinge an ihren Orden zu tadeln, sondern das ganze Institut verwirft, die Ordensbrüder ohne Ausnahme, für unnüze und schädliche Mitglieder der menschlichen Gesell-

Gesellschaft ausschreyt, und unter allerhand Vorspieglungen auf nichts weniger, als die gänzliche Aufhebung ihrer Gesellschaften andringt.

Noch neuerlich sind verschiedne solche Schriften erschienen, in welchen, wo nicht auf die gänzliche Aufhebung der Mendikanten-Orden, doch wenigstens auf eine solche Reformation derselben angetragen wird, welche von selbst ihre ganze Verfassung über einen Haufen werfen müsste. Es ist oft zum Lachen, was für Projekte

in

in Ansehung derselben entworfen werden.

Ein ungenennter Schriftsteller hat erst kürzlich den armen Mendikanten ihr Grab eröfnet. Man mus bekennen, daß er noch unter die gemässigtern Feinde der Mendikanten gehört, aber doch bezeugt er einen auffallenden Widerwillen gegen dieses heilige Institut. Er führt viele Gründe an, seine Meinung zu behaupten, sie sind aber theils falsch, theils sind sie am unrechten Orte angebracht, und überhaupt scheint der Verfas-

ser nicht genug von der innern Verfassung der Mendikanten-Orden unterrichtet zu seyn.

Wenn doch wirklich die Mendikanten so unnüze Leute, wenn sie der Staatsverfassung so schädlich wären; so ist doch wohl nicht zu begreifen, wie so viele Kirchen-Versammlungen, so viele erleuchtete Päbste, ihr Institut haben billigen, wie so viele grosse Monarchen sie so lange haben dulten können!

Es ist ein Glük für sie, daß ihre Zerstörung nicht von der Willkür einzelner Projektmacher abhangt,

hangt, und eben daher sollten sich diese Herren auch ruhig verhalten, und so ja die Mendikanten-Orden eine Verbesserung nöthig hätten, solche den höchsten Häuptern der Christenheit überlassen, ohne mit ihren voreiligen Projekten, die Gemüther wider eines der heiligsten und nüzlichsten Institute, einzunehmen zu suchen.

Daß die Mendikanten-Orden unzähligen Nuzen gebracht haben, und noch bringen, ist gewis, und schmeichle ich mir solches in gegenwärtigen Bogen ganz klar darzu-

 thun;

thun; Daß sich bey einem so viele Jahrhunderte fortdaurenden Institute, nach und nach einige Unordnungen und Misbräuche haben einschleichen können, ist ebenfalls gewis. Ist es aber billig, um der leztern willen, die vielleicht mit geringer Mühe abgestellt werden könten, das ganze Institut zu tadeln, zu verwerfen, zu verachten?

Die einmal erklärten Feinde, aller Mönchsorden, und insbesondere der Mendikanten, werden sich durch keine Gründe von ihren Vorur-

Vorurtheilen abwendig machen lassen. Aber um Unwissender willen, welche durch Lesung so vieler fliegender Schriften, wider die Mendikanten, ja so gar wider das Klosterleben überhaupt, irre werden, habe ich mich entschlossen die Feder zu ergreifen. Ich will es versuchen, ob ich ihnen nicht die falsche Begriffe, welche sie etwa schon von den Mönchsorden gefasst haben mögen, benehmen kan. Dieses ist die Absicht, warum ich schreibe, und ich werde mich glüklich schäzen, wenn ich sie

durch meine Bemühung erreichen kan.

Die Wahrheit allein soll meine Führerin seyn. Ich kan um so unpartheyischer seyn, da ich nicht das geringste Interesse dabey habe, ob die Mendikanten-Orden aufgehoben, ob sie verändert werden, oder nicht? Ich bin kein Mitglied derselben; ich habe keinen besondern vertraulichen Umgang mit ihnen. Aber, Vorurtheile sollen mich auch nicht blenden, sie als unnüze und schädliche

liche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft anzusehen.

Unter allen Schriften, die mir bisher zu Gesicht gekommen, sind die Briefe über das Mönchswesen, und das Grab der Betelmönche, vielleicht diejenige, welche vor allen andern, in schwache Gemüther, einigen Eindruk machen. Ich habe mir daher diese beede Werke zum Leitfaden vorgesezt, dem ich folgen werde, um dem Publikum eine unpartheyische Vorstellung von der Beschaffenheit der Mendikanten-Orden vorzule-

zulegen. Diß werde ich auf folgende Art zu bewerkstelligen suchen.

Erstlich werde ich einige allgemeine historische Betrachtungen über das Mönchsleben und dessen Ursprung voranschiken; nachgehends werde ich zeigen, daß dasselbe und insbesondre die Mendikanten dem Staate und der bürgerlichen Gesellschaft, vielen Nuzen gebracht hat, und endlich werde ich einige Betrachtungen anstellen, über die unberufene Projekte zur Reformation desselben.

Man mus niemand ungehört verdammen, und daher schmeichle ich mir, auch diejenige Leser, welche vielleicht auf eine oder die andere Weise, schon von einigen Vorurtheilen eingenommen sind, auf bessere Gedanken zu bringen.

Von Seiten des höchsten Oberhaupts der Kirche, wird man auf dergleichen Vorspieglungen schwerlich einigen Bedacht nehmen, als in sofern einige kleine Misbräuche abgestellt werden müssen. Von Seiten der weltlichen Souveraine, wird man einsehen, daß die über-

zulegen. Diß werde ich auf folgende Art zu bewerkstelligen suchen.

Erstlich werde ich einige allgemeine historische Betrachtungen über das Mönchsleben und dessen Ursprung voranschiken; nachgehends werde ich zeigen, daß dasselbe und insbesondre die Mendikanten dem Staate und der bürgerlichen Gesellschaft, vielen Nuzen gebracht hat, und endlich werde ich einige Betrachtungen anstellen, über die unberufene Projekte zur Reformation desselben.

Man

Man mus niemand ungehört verdammen, und daher schmeichle ich mir, auch diejenige Leser, welche vielleicht auf eine oder die andere Weise, schon von einigen Vorurtheilen eingenommen sind, auf bessere Gedanken zu bringen.

Von Seiten des höchsten Oberhaupts der Kirche, wird man auf dergleichen Vorspieglungen schwerlich einigen Bedacht nehmen, als in sofern einige kleine Misbräuche abgestellt werden müssen. Von Seiten der weltlichen Souveraine, wird man einsehen, daß die überhäuf-

häuften Beschuldigungen der Bettelmönche ungegründet sind, und man wird ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich werde mich glüklich schäzen, wenn ich durch meine gegenwärtige Schrift, die Leser von einigen Vorurtheilen befreyen kan.

Wenn

Wenn man die Verfassung und den heutigen Zustand der Mendikanten-Orden, aus einem richtigen Gesichtspunkte beurtheilen will, so mus man wohl unterscheiden, was die Mönche überhaupt, bey ihrer ersten Entstehung gewesen, was sie für eine Lebensart geführet, wie sich solche nachher verändert, und in was für einer Verfassung sie sich zu gegenwärtigen Zeiten befinden. In Ansehung der Mendikanten-Orden insbesondre, hat man auf ihre erste Entstehung, auf die nachmalige Veränderung, auf ihre jezige Verfassung zu sehen.

Daß der Ursprung des Mönchslebens, bey den frommen Christen zu suchen ist, welche sich den grausamen Verfolgungen

des römischen Kaysers Decius zu entgehen, in die Thebaidischen Wüsteneyen flüchteten, und daselbst ein einsiedlerisches Leben führten, ist gewis. Daß sie an der Musse, welche sie in dieser Absonderung von der Welt fanden, ihrem Gebette und ihren gottesdienstlichen Betrachtungen obzuliegen, nach und nach, einen solchen Geschmak fanden, daß sie auch, nachdem sich der Sturm der Verfolgung gelegt, ihre Einöden nicht mehr verlassen wolten, ist ebenfalls unläugbar. Daß sie sich aber gänzlich einem einsiedlerischen Leben überlassen haben, zu welchem die Gegner der Mendikanten-Orden, solche völlig einzuschränken wünschten, ist falsch. Sie liessen sich auch in der Welt sehen, theils einreissenden Irrthümern zu wehren, und solchen Widerstand zu thun, theils, dasjenige was sie mit ihren Händen zu ihrem Unterhalte erarbeitet hatten, gegen andre Nothwendigkeiten des Lebens zu vertauschen. Selbst der h. Antonius dem man insgemein die Stiftung des Mönchslebens

zuschreibt, begab sich schon aus seiner Höle und begab sich nach Alexandria um den Arianismus zu bestreiten. Auch bey den allerersten Mönchen findet also der Einwurf nicht einmal statt, daß sie sich ganz und gar von der Welt abgesondert, und nicht den geringsten Umgang mehr mit derselben gehabt hätten: Diese Anmerkung wird in der Folge brauchbar seyn.

Es ist übrigens ungereimt, und eine viel zu weit getriebne Forderung, daß die heutige Mönche gerade so und nicht anders leben sollen, als die alleràlteste Urheber des Mönchslebens. Zeit und Umstände ändern sich. Nach Beschaffenheit derselben werden auch andre Einrichtungen gemacht; wie oft verändert sich nicht die Regierungsform grosser Staaten? Auf die gegenwärtige Umstände mus man sehen, wenn man eine Sache beurtheilen will. Die Veränderungen mus man betrachten, die bey derselben aus wichtigen Ursachen sich ereignet haben; Wer alle Stände auf

ihren Ursprung zurükbringen und nach der damaligen Beschaffenheit reformiren wolte, würde eine sehr mangelhafte Einsicht in die Begebenheiten der Welt verrathen. Auch diese Bemerkung wird ihren Nuzen haben.

Nach diesem ersten Einsiedlerischen Zustande, gieng bald eine grosse Veränderung bey den Mönchen vor. Bisher hatten sie entweder in Hölen der Berge, oder in einzelnen Hütten gewohnt, die man Cellen nennte. Jezt versammelten sie sich in besondre Häuser, machten eine Gemeinde aus, und nennten sich Cönobiten. Sie waren meistentheils noch Layen, und daher wollen die Gegner der Mönche überhaupt, einen Beweis nehmen, daß solche von ihrer ursprünglichen Verfassung abgewichen seyen, aber der Beweis ist falsch.

Dise erste klösterliche Brüder, hatten auch Priester unter sich. Wenn ihre Gemeinhäuser soweit von den Städten und Dörfern entfernt waren, daß sie nicht füglich

lich zum ordentlichen Gottesdienste kommen konten, so liessen sich einer oder mehrere von ihnen zu Priestern weihen, und verrichteten den Gottesdienst in ihrer Wohnung. Auch wenn ein Bischof zur Verrichtung der Kirchengeschäfte Gehülfen nöthig hatte, so nahm er Mönche aus ihren Gemeinschaften dazu, und weihte sie zu Priestern. Jezt waren die Mönche in Gemeinschaften oder Klöstern versammelt, wir wollen nun auch ihre Geschäfte betrachten, um bey Beantwortung der Angriffe der Gegner, uns darauf berufen zu können.

Die Cönobiten oder nunmehrige Mönche in Klöstern hatten einen doppelten Zwek. Zuerst für ihre Seele, und denn auch für die Seelen andrer, zu sorgen. Ihre Lebensart war nun nicht mehr nur blos beschaulich, sondern auch thätig, geschäftig.

Ihr beschauliches Leben bestand in stetem Lobe Gottes, durch Psalmsingen, Bethen, Fasten, Kasteyung des Fleisches und andern gottesdienstlichen Uebungen. Die

ihren Ursprung zurükbringen und nach der damaligen Beschaffenheit reformiren wolte, würde eine sehr mangelhafte Einsicht in die Begebenheiten der Welt verrathen. Auch diese Bemerkung wird ihren Nuzen haben.

Nach diesem ersten Einsiedlerischen Zustande, gieng bald eine grosse Veränderung bey den Mönchen vor. Bisher hatten sie entweder in Hölen der Berge, oder in einzelnen Hütten gewohnt, die man Cellen nennte. Jezt versammelten sie sich in besondre Häuser, machten eine Gemeinde aus, und nennten sich Cönobiten. Sie waren meistentheils noch Layen, und daher wollen die Gegner der Mönche überhaupt, einen Beweis nehmen, daß solche von ihrer ursprünglichen Verfassung abgewichen seyen, aber der Beweis ist falsch.

Dise erste klösterliche Brüder, hatten auch Priester unter sich. Wenn ihre Gemeinhäuser soweit von den Städten und Dörfern entfernt waren, daß sie nicht füglich

lich zum ordentlichen Gottesdienste kommen konten, so liessen sich einer oder mehrere von ihnen zu Priestern weihen, und verrichteten den Gottesdienst in ihrer Wohnung. Auch wenn ein Bischof zur Verrichtung der Kirchengeschäfte Gehülfen nöthig hatte, so nahm er Mönche aus ihren Gemeinschaften dazu, und weihte sie zu Priestern. Jezt waren die Mönche in Gemeinschaften oder Klöstern versammelt, wir wollen nun auch ihre Geschäfte betrachten, um bey Beantwortung der Angriffe der Gegner, uns darauf berufen zu können.

Die Cönobiten oder nunmehrige Mönche in Klöstern hatten einen doppelten Zwek. Zuerst für ihre Seele, und denn auch für die Seelen andrer, zu sorgen. Ihre Lebensart war nun nicht mehr nur blos beschaulich, sondern auch thätig, geschäftig.

Ihr beschauliches Leben bestand in stetem Lobe Gottes, durch Psalmsingen, Bethen, Fasten, Kasteyung des Fleisches und andern gottesdienstlichen Uebungen. Die

ihren Ursprung zurükbringen und nach der damaligen Beschaffenheit reformiren wolte, würde eine sehr mangelhafte Einsicht in die Begebenheiten der Welt verrathen. Auch diese Bemerkung wird ihren Nuzen haben.

Nach diesem ersten Einsiedlerischen Zustande, gieng bald eine grosse Veränderung bey den Mönchen vor. Bisher hatten sie entweder in Hölen der Berge, oder in einzelnen Hütten gewohnt, die man Cellen nennte. Jezt versammelten sie sich in besondre Häuser, machten eine Gemeinde aus, und nennten sich Cönobiten. Sie waren meistentheils noch Layen, und daher wollen die Gegner der Mönche überhaupt, einen Beweis nehmen, daß solche von ihrer ursprünglichen Verfassung abgewichen seyen, aber der Beweis ist falsch.

Dise erste klösterliche Brüder, hatten auch Priester unter sich. Wenn ihre Gemeinhäuser soweit von den Städten und Dörfern entfernt waren, daß sie nicht füglich

lich zum ordentlichen Gottesdienste kommen konten, so liessen sich einer oder mehrere von ihnen zu Priestern weihen, und verrichteten den Gottesdienst in ihrer Wohnung. Auch wenn ein Bischof zur Verrichtung der Kirchengeschäfte Gehülfen nöthig hatte, so nahm er Mönche aus ihren Gemeinschaften dazu, und weihte sie zu Priestern. Jezt waren die Mönche in Gemeinschaften oder Klöstern versammelt, wir wollen nun auch ihre Geschäfte betrachten, um bey Beantwortung der Angriffe der Gegner, uns darauf berufen zu können.

Die Cönobiten oder nunmehrige Mönche in Klöstern hatten einen doppelten Zwek. Zuerst für ihre Seele, und denn auch für die Seelen andrer, zu sorgen. Ihre Lebensart war nun nicht mehr nur blos beschaulich, sondern auch thätig, geschäftig.

Ihr beschauliches Leben bestand in stetem Lobe Gottes, durch Psalmsingen, Bethen, Fasten, Kasteyung des Fleisches und andern gottesdienstlichen Uebungen. Die

genaueste Beobachtung dieser Vorschrift erwarb ihnen eine allgemeine Hochachtung, und die Lobsprüche, womit die heilige Kirchenvätter das Mönchsleben beehren. Der H. Bernhard redete von den Vorzügen des klösterlichen Lebens so nachdrüklich, daß die Mütter ihre Söhne und Töchtern vor ihm verstekten, aus Furcht, sie möchten die Welt verlassen, und in ein Kloster gehen.

Allein nächst dieser Sorge vor ihr eigenes ewiges Wohl, suchten sie auch Gott mehrere Seelen zu gewinnen, und die Ehre Gottes und den wahren Glauben, mit allen ihren Kräften zu verbreiten. Es ist daher ein nichtsbedeutender Einwurf, daß ein solches thätiges Leben, dem ersten Institut derselben zuwider sey.

Der H. Benedikt, welcher nicht so sehr einen neuen Mönchsorden zu stiften, als vielmehr die Lebensart seiner Mönche nach dem Muster der alten einzurichten dachte, empfohl zwar die Einsamkeit, und wolte sogar, daß alle dem Kloster nöthige

Hand-

Handthierungen, innerhalb den Mauren desselben solten getrieben werden, um den Mönchen, so viel möglich, allen Vorwand zu benehmen, auszugehen und durch die Sitten der Welt verderbt zu werden, aber noch schikte er seine Söhne täglich aus zu predigen und zu bekehren. Man kan also nicht sagen, daß sich auch die erste Mönche, eines blos beschaulichen Lebens beflissen hätten.

Die dritte Veränderung des Mönchsstandes gieng dadurch vor, daß nunmehr alle Kloster-Einwohner, bis auf etliche wenige, zu Priestern geweihet wurden. In dieser dritten Epoche müssen sie wieder mit ganz andern Augen betrachtet werden, als zu der Zeit, da sie noch eitel Layen waren. Vermöge ihres priesterlichen Amts, waren sie auch befugt, oft genöthiget, ihre Klöster eine zeitlang zu verlassen, um zu predigen, zu lehren, zu taufen, Kranke und Sterbende zu besuchen, und andre priesterliche Verrichtungen auszuüben.

Es ist daher ein sehr schwacher Einwurf, wenn man vorgiebt, die Mönche lebten nicht nach ihrer Vorschrift, weil sie denn und wenn ihre Klöster verliessen. Ich glaube solche Leute, halten niemand für einen Mönchen, als den, der in einer finstern Celle sizt, oder auf einer entfernten Insel lebt, eine Kapuze über den Kopf zieht, und die Stirne beym Anblik der Welt runzelt. Verlässt man denn sein Institut, wenn man das Kloster verlässt? Sind die Kapuziner, Franziskaner, Dominikaner, keine Kapuziner, Franziskaner und Dominikaner mehr, wenn sie Jahre lang ihre Klöster, ihrer Missionen wegen, verlassen, oder einige hundert Meilen weit von denselben entfernt leben?

Von der vierten und wirklich noch bestehenden Veränderung der klösterlichen Verfassung, will ich hernach reden; alles bisher Gesagte ist aber zu dem Ende vorausgeschikt worden, um einen gewissen Grundstein zu haben, auf welchen ich in dem

dem folgenden bauen kan, um die, Unwissenden oft sehr scheinbar vorkommende Einwürfe, wider das Mönchsleben überhaupt, und die Mönchsorden insbesondre zu widerlegen.

Wer die jeztlebende Mendikanten, nach der Verfassung ihrer ersten Ordensbrüder, oder nach ihrer ursprünglichen Ordensregel beurtheilen wolte, würde eine sehr schlechte Einsicht verrathen. Im dreyzehnden Jahrhunderte dachte und lebte man anders als im achtzehnden. Was dazumal sehr bequem ins Werk gesezt werden konte, das kan jezt auf keinerley Weise mehr angehen. Es mus daher in alle Wege ein sehr merklicher Unterschied zwischen der Lebensart der heutigen, und der damaligen Mendikanten seyn. Es ist eine moralische Unmöglichkeit, daß z. B. ein Franziskaner aus unsern Zeiten, genau so solte leben können, wie einer aus dem 14ten Jahrhundert. Man urtheilt also sehr schief, wenn man um zu beweisen, daß die Bet-

telmönche von ihrer Regel abgewichen seyen, sich immer die ersten Jahre nach ihrer Stiftung zur Richtschnur wählt. — Damals war ihre Regel dem Geist der Zeiten angemessen, jezt ist sie es nicht mehr. Der Hauptgrund bleibt allezeit, aber nach Verschiedenheit der Zeiten, kan er auch auf verschiedne Arten modificirt werden.

Ich habe mich genöthiget gesehen, diese dreyfache Veränderung in der Verfassung und Einrichtung des Mönchslebens voranzuschiken, weil eine genaue Unterscheidung der verschiednen Epochen in derselben, oft sehr nöthig ist, die irrige Vorurtheile der Gegner der Mendikanten, aus dem Wege zu räumen. Darunter zähle ich gleichs anfangs, die Vergleichung welche man zwischen den Mendikanten und den ersten Mönchen in den Thebaischen Wüsteneyen anstellt, um zu beweisen, daß die erstere von der ursprünglichen Lebensart der Mönche abgewichen seyen. Ein elender Vorwurf!

Daß

Daß beeder Lebensart himmelweit unterschieden sey, hat nie jemand zu läugnen gesucht. Aber wie kan man sagen, die Bettelmönche seyen von einer Lebensart abgewichen, welche sie sich nie zur Nachfolge vorgesezt hatten? Man zeige mir in den Ordensregeln der Dominikaner oder Franziskaner, irgend eine Stelle, woraus erhellet, daß sich die heilige Stifter dieser Orden, die Lebensart der Egyptischen Einsiedler zum Muster erwählten. Man lese die Ordensregeln des H. Basilius und vergleiche sie mit denen der Mendikanten, so wird es sogleich in die Augen fallen, daß die heilige Stifter derselben an nichts weniger gedacht haben, als Egyptische Einsiedler aus ihnen zu machen. Und so sind alle Vorwürfe beschaffen, welche man den Mendikanten-Orden in Ansehung ihrer Abweichung von der Lebensart der ersten Mönche macht. Sie sind nirgends dazu verpflichtet worden denselben nachzufolgen, sondern ihr eignes von ihren heiligen Stiftern errichtetes Institut, zu beobach-

beobachten, ob sie von diesem abgewichen sind, das wird sich in der Folge zeigen. Jeder Orden hat seine eigene Grundsäze, seine eignen Regeln, seine eigne Lebensart. Ich würde kein Ende finden, wenn ich mich über diesen so vielfältigen Unterschied ausbreiten wolte.

Die Angriffe der Gegner sind so verwirrt, so wenig übereinstimmend, oft mit Scheingründen, oft ohne allen Grund, untereinander hingeworfen, daß es äusserst schwer fällt, solche auseinander zu suchen, in gewisse Klassen zu bringen, und nach der Reihe zu beantworten. Um aber doch einige Ordnung zu beobachten, will ich Erstlich einige Blike auf die heilige Stifter dieser Orden und den Ursprung derselben werfen; Zweytens, untersuchen, in wie weit die Vorwürfe, daß sie von ihrem ursprünglichen Institute abgewichen seyen, gegründet sind; und in wie weit sie einer Reformation bedörfen, Drittens, werde ich zeigen daß das Institut der Bettelmön-

che,

che, theologisch, politisch und moralisch betrachtet, ein sehr nüzliches Institut für die menschliche Gesellschaft ist, und endlich Viertens, werde ich kürzlich die mannigfaltige Projekte zu ihrer Verbesserung, oder gar gänzlicher Aufhebung, betrachten.

Im Anfange des dreyzehnden Jahrhunderts, schwebte die Kirche in grosser Gefahr. Weltliche Souveraine schlugen allenthalben ihre Hände mit ins geistliche Regiment; Der gottseelige Eifer hatte die meisten Bischöffe verlassen; Weltliches Interesse beschäftigte sie mehr, als die Sorge für die Wohlfarth ihrer anvertrauten Heerden; An tüchtigen Seelsorgern war grosser Mangel, und aus dieser Ursache verfiel der grosse Hause in ein rohes zügelloses Leben. Der Gottesdienst wurde laulich verrichtet und die Liebe war fast gänzlich erloschen. Allerley Irrthümer schlichen sich in der Kirche ein; und die Kezerey der Albigenser hatte sich weit ausgebreitet.

In diesen verwirrten Zeiten, erwekte Gott zween auserwählte Rüstzeuge, welche mit allen göttlichen Gaben versehen waren, die wankenden Säulen der Kirche zu unterstüzen, die Irrenden zurecht zu weisen, die Unwissenden zu unterrichten, und durch Lehre und Leben andern den Weg zur Seeligkeit zu zeigen. Der heilige Dominikus und der heilige Franziskus, betratten fast zu gleicher Zeit ihre Laufbahne.

Dominikus voll heiligen Eifers wider die Irrglaubige, machte sein erstes Geschäft aus der Bekehrung der kezerischen Albigenser. Er predigte und lehrte gewaltig, und seine Lehre wurde durch Wunder bestättiget. In einem Streite mit einem der hartnäkigsten Albigenser, that er den Vorschlag, jeder solte seine Glaubenslehren aufschreiben, man solte beede Papiere ins Feuer werfen, und dasjenige welches nicht verbrennen würde, solte der Beweis seyn, daß die darauf geschriebne Glaubenspunkte die wahre seyen. Die Schrift

Schrift des h. Dominikus wurde unverlezt aus dem Feuer gezogen. Bey Muret war Simon von Montfort mit seinem kleinen Haufen von Kreuzbrüdern, von einem Heere von hunderttausend Mann umringt. Dominikus sprach dem kleinen Häuflein einen Muth zu und versprach den Soldaten den Beystand des Höchsten, weil sie für dessen Ehre stritten; Er bethete, wie Moses, so lange die Schlacht währte, und der grosse Hause der Feinde, wurde gänzlich geschlagen.

Der h. Franziskus, gänzlich von dem Feuer der göttlichen Liebe durchdrungen, sezte sich vor, seine Mitmenschen durch ein thätiges praktisches Beyspiel, eines gottseligen Lebens, auf den Weg zur Seeligkeit zu führen. Mit einer apostolischen Heldenmüthigkeit, verließ er seine Freunde, sein Haus, seinen Vatter, und entzog sich gänzlich der Welt, um sich allein der Ehre Gottes zu widmen. Er verwarf alle Lokungen, um in der Welt zu

bleiben.

bleiben. Wer kan ohne Rührung lesen, wie er auch das Kleid, welches er anhatte, auszog, und seinem Vatter in Beyseyn des Bischofs zustellte? Nun hat alles ein Ende, sagte er, ich habe nichts mehr von der Welt, und bin nun gänzlich frey, mich dem Dienste Gottes ganz aufzuopfern.

Der H. Stifter blieb bey seinem Vorsaze, verlies die Stadt Assisi, wohnte in einer selbst erbauten Hütte, wachte, fastete, bethete zu Gott, und ertrug alle Beschwerlichkeiten mit einem Heldenmuthe, der nicht zu beschreiben ist. Er arbeitete mit seinen Händen, um ein Stück Brod zu verdienen. Er hätte solches nicht nöthig gehabt, denn Gott erwekte die Herzen der Glaubigen, daß er Ueberflus an allen Dingen hätte haben können. Allein er verschmähete alles, was er nicht unumgänglich nöthig hatte, um nicht ein muthwilliger Selbstmörder zu werden. Seine Absicht war aber nichts weniger, als ein

The-

Thebaischer Einsiedler zu werden. Täglich predigte er, und ermahnte seine Mitchristen, Busse zu thun, und sich zu Gott zu bekehren. Diß geschah mit solchem Eifer, mit solcher überzeugenden Kraft, daß alle, welche ihn vor diesem gekennt hatten, bekennen mussen diß sey bey einem so ungelehrten Menschen ein Wunder, und der Finger Gottes. *)

Hier sah man zween Männer, welche mit so verschiednen Gaben von der göttli-

*) Alles bisher erzählte ist unwidersprechlich wahr, und durch unzählige Zeugnisse bestättiget, und doch haben einige französische Schriftsteller ohne Religion, ihre Unverschämtheit so weit getrieben, daß sie den H. Franziskus, einen Wahnsinnigen gescholten haben. Wie ist es möglich, einen Mann eines Wahnsinns zu beschuldigen, der so gerade zu, ohne alle Abweichung oder Veränderung, auf seinem erwählten Wege fortgehet, und nicht den mindesten Schritt thut, der nicht deutlich zeigte, daß eine übernatürliche Kraft in ihm wirke.

lichen Weisheit ausgerüstet, dennoch beede zu dem grossen Zweke bestimmt waren, die wahre Lehre auszubreiten, den Kezereyen zu wehren, die Irrglaubigen zu bekehren, und auf der ganzen Erde, das Christenthum zu verkündigen. Dominikus, aus dem Geschlechte von Gusman, einem der edelsten in Spanien entsprossen, in allen Wissenschaften geübt, konte auf die höchsten Ehrenstellen der Kirche Anspruch machen. Er vergas aber alle weltliche Hoheit, und opferte sich völlig dem brennenden Eifer auf, durch seine Bemühungen die Ehre Gottes zu befördern. Franziskus, völlig unerfahren in allen weltlichen Künsten und Wissenschaften, verließ sein vätterliches Haus, verachtete alles was die Welt reizendes hat, und übernahm freywillig das mühseeligste Leben, um andern, durch ein wirkendes Beyspiel, den Weg zur Seeligkeit zu zeigen, und die in weltlichen Lüsten versunkne Sünder, wieder auf den rechten Weg zu leiten, und von übernatürlicher Kraft begleitet, wirkte der Unwissende

mit

mit tausendmahl grösserer Ueberzeugung auf die Herzen, als der Gelehrteste hätte thun können. Man könte den H. Dominikus, mit dem H. Apostel Paulus, den H. Franziskus aber mit dem Lieblinge des Herrn, mit dem H. Johannes, vergleichen.

Die Kezerey der Albigenser, war nunmehr ausgerottet, allein noch viele Irrlehrer schlichen im Dunklen herum, und verführten die Unwissenden. Dominikus sah ein, daß es allenthalben am nöthigen Unterrichte, und an tüchtigen Lehrern fehlte. Beseelt vom vorigen Eifer, wider alle Kezereyen und um die Wurzel derselben auszurotten, stiftete er den Orden der Prediger, oder wie er im gemeinen Leben, nach seinem Nahmen genennt wird, den Dominicaner-Orden. Er verpflichtete seine Lehrlinge, in alle Welt auszugehen, und zu predigen. Er befahl ihnen, sich mit demjenigen zu begnügen, was ihnen glaubige Herzen mittheilen würden. Bey die-

sem schweren Amte, und da sie noch überdem den Wissenschaften obliegen mussten, konte er nicht von ihnen verlangen, daß daß sie sich mit ihrer Hände Arbeit nähren sollten.

Das gottseelige Leben des H. Franziskus und seine Predigten, voll Salbung des Geistes, erwekten bald eine Menge Seelen, und brachten solche zu dem Entschlusse, den Weg der Sünder zu verlassen, Busse zu thun, und durch Verlassung aller weltlichen Dinge, sich gänzlich Gott aufzuopfern. Die Menge diser heilbegierigen Seelen, welche dem Heiligen nachfolgten, wurde zu gros, als daß sie ohne besondre Vorschriften, in einer Gesellschaft hätte bestehen können. Er sezte seine Regel auf, und da seine Absicht war, das Reich Gottes auszubreiten, so befahl er den Brüdern, auszugehen in alle Welt, zu predigen und zu lehren. Weil aber zu diesem wichtigen Geschäfte auch nöthig war, daß sie ihre Gedanken einig und allein auf diesen grossen

sen Zwek richteten, so befahl er ihnen zugleich eine gänzliche Entäusserung von allen irrdischen Gütern, sich blos auf die göttliche Vorsorge zu verlassen, und zu erwarten, was ihnen solche durch die Hände der Glaubigen, zu ihrem Unterhalte bescheeren würde.

Ich glaube nicht, daß irgend ein unpartheyischer vernünftiger Mann, an dem grossen Zweke der beeden heiligen Ordensstifter, oder an den Mitteln, welche sie zu Ausführung derselben ergreiften, etwas aussezen kan. Der mitwirkende göttliche Seegen, zeigte sich augenscheinlich durch die grosse Menge derjenigen, welche in ihre Orden aufgenommen zu werden begehrten, und alle weltliche Ergözlichkeiten verliessen, ihren strengen Ordensregeln nachzufolgen. Diese wurden durch verschiedne auf einander folgende Päbste und durch das Ansehen der Kirche bestättiget. Beede heilige Ordensstifter, welche sich durch keine Schwierigkeiten abschreken lassen, starben endlich,

sem schweren Amte, und da sie noch überdem den Wissenschaften obliegen mussten, konte er nicht von ihnen verlangen, daß daß sie sich mit ihrer Hände Arbeit nähren sollten.

Das gottseelige Leben des H. Franziskus und seine Predigten, voll Salbung des Geistes, erwekten bald eine Menge Seelen, und brachten solche zu dem Entschlusse, den Weg der Sünder zu verlassen, Busse zu thun, und durch Verlassung aller weltlichen Dinge, sich gänzlich Gott aufzuopfern. Die Menge diser heilbegierigen Seelen, welche dem Heiligen nachfolgten, wurde zu gros, als daß sie ohne besondre Vorschriften, in einer Gesellschaft hätte bestehen können. Er sezte seine Regel auf, und da seine Absicht war, das Reich Gottes auszubreiten, so befahl er den Brüdern, auszugehen in alle Welt, zu predigen und zu lehren. Weil aber zu diesem wichtigen Geschäfte auch nöthig war, daß sie ihre Gedanken einig und allein auf diesen grossen

sen Zwek richteten, so befahl er ihnen zugleich eine gänzliche Entäusserung von allen irrdischen Gütern, sich blos auf die göttliche Vorsorge zu verlassen, und zu erwarten, was ihnen solche durch die Hände der Glaubigen, zu ihrem Unterhalte bescheeren würde.

Ich glaube nicht, daß irgend ein unpartheyischer vernünftiger Mann, an dem grossen Zweke der beeden heiligen Ordensstifter, oder an den Mitteln, welche sie zu Ausführung derselben ergreiften, etwas aussezen kan. Der mitwirkende göttliche Seegen, zeigte sich augenscheinlich durch die grosse Menge derjenigen, welche in ihre Orden aufgenommen zu werden begehrten, und alle weltliche Ergözlichkeiten verliessen, ihren strengen Ordensregeln nachzufolgen. Diese wurden durch verschiedne auf einander folgende Päbste und durch das Ansehen der Kirche bestättiget. Beede heilige Ordensstifter, welche sich durch keine Schwierigkeiten abschreken lassen, starben endlich,

und wie sie während ihrem Leben, ihre Lehre durch Wunder bestättiget hatten, so verrichteten sie derselben nach ihrem Tode noch weit mehr, die durch die unumstößlichsten Beweisthümer bestättiget sind.

Ohngeachtet des bey dieser Stiftung der Orden allenthalben hervorleuchtenden göttlichen Triebes; ohngeachtet heut zu Tage die Frage nicht von den heiligen Stiftern, sondern von den Mendicanten ist, so wie sie jezt beschaffen sind, so unterliessen doch die Feinde der Orden nicht, auch die Stifter derselben, mit ihren Lästerungen anzugreifen. Der H. Dominikus sagten sie, war ein ehrgeiziger, heftiger, grausamer Mann, er hatte keine andre Absicht, als sich einen grossen Namen, zu machen, und verfolgte die arme irrende Albigense mit Feuer und Schwerd. Er predigte das Evangelium durch angezündete Scheiterhaufen, und ihm hat man die fürchterlichen Inquisitions-Gerichte zu danken.

Auf

Auf diese Vorwürfe will ich nur kürzlich antworten, einig und allein um den Gegnern Fus für Fus nachzugehen, denn eine Vertheidigung des H. Dominikus gehört nicht hieher. Wenn der Heilige Mann ehrgierig gewesen wäre, so würde er den Weg nicht verlassen haben, worauf er schon so weit fortgeschritten war, um zu den vornehmsten Bedienungen der Kirche zu gelangen; er würde nicht sich einer so beschwerlichen Lebensart unterworfen, und seine Kräfte der Bekehrung der Irrglaubigen aufgeopfert haben; er würde nicht so eifrig auf Mittel bedacht gewesen seyn, den wahren Glauben auszubreiten, wovon er weder weltliche Ehre noch Vortheil zu erwarten hatte. Er, für seine Person, suchte die kezerischen Albigenser durch Predigen und Ermahnen zu bekehren; wolten sie sich nicht weisen lassen, und verharrten halsstarrig bey ihren Irrthümern, so that der weltliche Arm das übrige. Dominikus selbst, war von aller Grausamkeit frey. Die nachmalige Inquisitions-Ge-

richte, hat er nicht aufgebracht, und von deren Nuzen oder Schaden zu reden, ist hier der Ort nicht.

Von der unverschämten Lästerung wider den heiligen Franziskus habe ich schon weiter oben etwas gedacht. Derjenige muß selbst seines Verstandes beraubt seyn, welcher einige Spuren des Wahnsinns bey ihm zu finden vermeinen kan. Ein Mann, der freywillig alle Bequemlichkeiten des Lebens verläßt, und sich gänzlich Gott aufzuopfern; Der sein ganzes Leben hindurch, ein sich beständig gleiches Beyspiel, von dieser Aufopferung bleibt; Der ohngeachtet er nicht das geringste in Wissenschaften gethan hat, mit solcher durchdringenden Kraft prediget, und so viele tausend Herzen rühret, und von dem Sündenwege abzieht, dessen Beyspiel und Lehre eine so erstaunliche Wirkung haben; — Wer einen solchen Mann beschuldigen kan, daß er verrükt im Kopfe gewesen, der mus selbst am Verstande krank seyn.

Es

Es ist übrigens klar, daß die beede heilige Ordensstifter nichts weniger im Auge gehabt, als einen Orden von Einsiedlern zu stiften. Ihr Hauptzwek war, daß sich ihre Nachfolger auf der ganzen Erde zerstreuen solten, um die reine Lehre zu predigen, und den Weg zur Seeligkeit zu lehren. Hierauf bitte ich meine Leser zu merken.

Wenn man nun in der Geschichte der Mendikanten weiter geht und sich in den Schriften ihrer Gegner umsieht, so findet man viele Vorwürfe welche ihnen diese, wegen ihrer Abweichung von ihrer Ordensregel und ursprünglichen Lebensart machen, und solche mit Zeugnissen aus der Geschichte zu beweisen suchen. Es fällt leicht, solche Beweise zu führen, wenn man hier und da, ein Stük der Geschichte aus dem Zusammenhange herausreisst, solches zu seinem Vortheile herumwendet, und es hernach vor einen Beweis angiebt. Ich will nur ein und das andre ein wenig näher beleuchten.

 "Bald

" Bald nach dem Tode des h. Fran-
" ziskus, sagt einer der neuesten Wider-
" sacher der Bettelmönche, wurden die
" Bettelmönche stolz, und wolten mit der
" regulären Geistlichkeit nichts mehr zu
" thun haben. Sie wolten sich den Prie-
" stern gleich stellen, und grifen ihre Rech-
" te an. Sie fiengen an, das Volk um
" eben die Stunden, durch ihre Gloken
" zu ihren Predigten zu rufen, wenn man
" sich in den Pfarrkirchen versammelt hat-
" te. Sie hörten Beichte, ihr Lebensun-
" terhalt hieng von der Mildthätigkeit des
" Volks ab, und also machten sie nicht viel
" Schwierigkeit solches von Sünden loszu-
" sprechen. So wurden die Pfarrkirchen
" zu Einöden, und die ihrige mit Leuten
" angefüllt. Sie nahmen Geld für die
" Messen, welche sie in ihren Kirchen hiel-
" ten, bestatteten reiche Leute zur Erde,
" und bekamen daher Geschenke; Alles
" dieses gereichte der regulären Geistlich-
" keit zum Nachtheile, und daher entsprang
" Haß und Neid und Eifersucht. Man

" wolte

„ wolte ihnen weder Gloken noch geweih=
„ te Kirchhöfe mehr lassen, und sie muß=
„ ten an Sonntagen ihre Kirchen zuschlies=
„ sen, wenn in den Pfarrkirchen Gottes=
„ dienst gehalten wurde. Das Opfer
„ für die Messen, welche sie an andern Ta=
„ gen hielten, mussten sie den Pfarrern
„ bringen, und weil sie das Gelübde der
„ Armuth hatten, so solten sie nicht mehr
„ annehmen, als so viel sie zu ihrem Le=
„ bensunterhalte brauchten. „ *)

Wer dieses mit einem nur einiger massen unpartheyischen Auge ansieht, mus sogleich gewahr werden, wo die wahre Ursache des Streites verborgen lag. Die Franziskaner waren berechtiget, zu predigen, das war ein Hauptpunkt ihres Instituts; daß sie grössern Zulauf bekamen, als die damals größtentheils sehr unwissende reguläre Geistlichkeit, was konten sie dafür? Als Priester waren sie berechtiget Beicht zu hören; daß sie das Volk leichter von

*) Grab der Bettelmönche. S. 40. 41.

von Sünden losgezählt, weil sie ihren Unterhalt bey demselben suchen mussten, ist eine ungegründete und unerwiesne Beschuldigung. Sie hatten geweihte Kirchhöfe, warum solten sie es verweigern, diejenigen auf denselben zu begraben, welche solches verlangten? Endlich so lasen sie Messen; Das durften sie als Priester thun; aber sie nahmen Geld für dieselbe; in allewege. Die reguläre Geistlichkeit that es auch, und sie wendeten das erhaltne Geld wieder zu Liebeswerken an. Thaten sie mit diesem allem etwas unrechtes? Oder handelten sie ihrer Ordensregel zuwider?

Woher kamen also Haß, Neid, Eifersucht? Gewis nicht von den demüthigen Mendikanten, sondern von Seiten der regulären Geistlichkeit, deren Interesse darunter litt, und deren Haabsucht nicht ertragen konte, daß ihnen durch den Zulauf des Volks, in die Kirchen der Mendikanten, manches Profitchen entzogen wurde.

Durch

Durch Gunst der Bischöffe, hinter welche sie sich stekten, erfolgten denn alle die harten Verordnungen, in Ansehung der Gloken, der Kirchhöfe, der Kirchen, des Opfers für die Messen, ꝛc. ꝛc. welcher der obenerwähnte Schriftsteller selbst erwähnet.

Man gieng aber noch weiter. Da sich wie leicht zu erachten, die Franziskaner und Dominikaner ihre Rechte nicht so schlechterdings wolten nehmen lassen, so wolte man sie zwingen, sich den Verordnungen der Bischöffe zu unterwerfen. Leicht war es vorauszusehen, daß solche nicht günstig für die Ordensleute abgefasst seyn würden. Da sich diese also auf den Ausspruch des Pabsts beruften, so erklärte man sie wider alles Recht, als Widerspenstige und Ungehorsame, aller Vorrechte der regulären Klerisey verlustig, und wolte sie zwingen, von ihren Häusern Steuren, und von den Früchten ihrer Gärten, den Zehenden zu geben.

Hier zeigte sich ja wie mich dünkt, die Herrschsucht, der Stolz und der Geiz, der regulären Klerisey aufs deutlichste. Ich will mich daher nicht länger dabey aufhalten; genug daß die Mendikanten nicht die geringste Ursache dazu gaben, daß sie nur ihre unwidersprechliche Rechte zu vertheidigen suchten, und daß Pabst Gregorius der Neunte, zu ihrem Vortheile den Ausspruch that.

Man wirft ihnen noch weiter, als einen Beweis ihres Stolzes und ihrer Ehrbegierde für, daß sie sich auf den Kanzeln und Lehrstülen einzudrängen gesucht, und die rechtmässige Besizer derselben davon vertrieben hätten. Aber was soll dieser Vorwurf beweisen? Kanzeln und Lehrstüle, waren dazumal so schlecht versehen, daß es äusserst nothwendig war, andre Lehrer und Prediger auftretten zu lassen. Die Mendikanten-Orden hatten vom Pabste die Erlaubnis solches zu thun; wenn also darüber ein Streit entstand, wer war die

Ursache

Ursache davon? Die arme Brüder Mendikanten? oder die geizige und übermüthige Klerisey? Hätten die Bettelmönche nicht so vielen Beyfall gefunden, so würde man sie wohl unangetastet gelassen haben, da sich aber diese arme Brüder, durch besondre Schikung Gottes in kurzer Zeit so sehr ausbreiteten, und da sie durch ihre Lehre und Leben die stolze Klerisey beschämten, fieng man an sie zu verfolgen, und suchte ihnen durch allerley falsche Beschuldigungen einen übeln Nahmen zu machen. Diß geschah insonderheit in dem berühmten Streite, den die Mendikanten-Orden mit der Universität zu **Paris** hatten. Verschiedne auf einander folgende Päbste, hatten ihnen die Erlaubnis ertheilt, ja so gar befohlen, die Lehrstüle zu besteigen; Die Universität widersezte sich; der Pabst wiederholte die schon ergangnen Verordnungen; sie blieb widerspenstig und gehorsamte nicht. **Wilhelm von St. Amour**, ein Domherr zu **Douay**, war der hizigste von allen Gegnern der Mendikanten. Alle vätterliche

Hier zeigte sich ja wie mich dünkt, die Herrschsucht, der Stolz und der Geiz, der regulären Klerisey aufs deutlichste. Ich will mich daher nicht länger dabey aufhalten; genug daß die Mendikanten nicht die geringste Ursache dazu gaben, daß sie nur ihre unwidersprechliche Rechte zu vertheidigen suchten, und daß Pabst Gregorius der Neunte, zu ihrem Vortheile den Ausspruch that.

Man wirft ihnen noch weiter, als einen Beweis ihres Stolzes und ihrer Ehrbegierde für, daß sie sich auf den Kanzeln und Lehrstülen einzudrängen gesucht, und die rechtmässige Besizer derselben davon vertrieben hätten. Aber was soll dieser Vorwurf beweisen? Kanzeln und Lehrstüle, waren dazumal so schlecht versehen, daß es äusserst nothwendig war, andre Lehrer und Prediger auftretten zu lassen. Die Mendikanten-Orden hatten vom Pabste die Erlaubnis solches zu thun; wenn also darüber ein Streit entstand, wer war die

Ursache

Ursache davon? Die arme Brüder Mendikanten? oder die geizige und übermüthige Klerisey? Hätten die Bettelmönche nicht so vielen Beyfall gefunden, so würde man sie wohl unangetastet gelassen haben, da sich aber diese arme Brüder, durch besondre Schikung Gottes in kurzer Zeit so sehr ausbreiteten, und da sie durch ihre Lehre und Leben die stolze Klerisey beschämten, fieng man an sie zu verfolgen, und suchte ihnen durch allerley falsche Beschuldigungen einen übeln Nahmen zu machen. Diß geschah insonderheit in dem berühmten Streite, den die Mendikanten-Orden mit der Universität zu Paris hatten. Verschiedne auf einander folgende Päbste, hatten ihnen die Erlaubnis ertheilt, ja so gar befohlen, die Lehrstüle zu besteigen; Die Universität widersezte sich; der Pabst wiederholte die schon erganguen Verordnungen; sie blieb widerspenstig und gehorsamte nicht. Wilhelm von St. Amour, ein Domherr zu Douay, war der hizigste von allen Gegnern der Mendikanten. Alle vätterliche

liche Erinnerungen und Abmahnungen des Pabstes halfen nichts, er widersezte sich mit beständiger Halsstarrigkeit. War es nun zu verwundern, wenn endlich der Baunstral auf ihn blizte, und er für unfähig zu seinen geistlichen Bedienungen erklärt wurde? Dennoch wird er von den Gegnern den Mendikanten als ein Beyspiel derjenigen Männer angeführt, welche durch ihr Zuthun, unschuldiger Weise verkezert worden. So reisst man hier und da ein Stük aus der Geschichte, und streuet dadurch Unwissenden Sand in die Augen.

Der Verfasser des Grabs der Bettelmönche, führt als Zeugen, von dem so schnellen Verfalle der Mendikanten Orden, den H. Bonaventura, dritten Ordensgeneral der Franziskaner, den Peter de Vineis, und den Mathen Paris, oder Matheus Parisiensis, an. Was den Ersten anbetrift, so begehrt kein Mensch zu läugnen, daß sich viele Unordnungen in dem Franziskaner Orden bald nach seiner

Stif-

Stiftung gefunden, wie es bey allen neuen Instituten zu gehen pflegt. Der Heilige Mann suchte auch den Saamen des geringsten Unkrauts auszurotten, und er sah aus heiligem Eifer gefährliche Dinge an solchen Orten, wo ein andrer vielleicht nicht einmal die geringste Abweichung würde wahrgenommen haben. Peter de Vineis und Matheus Parisiensis zween geschworne Feinde der Mendikanten Orden sind so ungültige Zeugen wider die Institute der heiligen Stifter der Mendikanten Orden, daß sie in gar keinen Betracht gezogen werden können. Offenbar ist es, daß Haß und Neid, ihre Federn geführt haben. *)

Man

*) Peter de Vineis, war Kanzler bey Kayser Fridrichen dem zweyten, und bey den heftigen Streitigkeiten dieses Herrn mit den damaligen Päbsten, führte er die Feder für ihn, da hingegen die Dominikaner und Franziskaner die Rechte des Pabsts vertheidigten. Matheo Paris ein Augustiner Mönch in England, sah die schnelle Ausbrei

Man macht ferner den Mendikanten einen Vorwurf daraus, daß sie schon im dreyzehnden Jahrhunderte, geräumige und bequeme Wohnungen gehabt, welche ihnen von dem Gelde des Volks erbauet, oder von Königen und Fürsten geschenkt worden; daß sie an Höfen und in den Häusern der Grossen Zutritt gehabt, daß sie sogar zu Staatsgeschäften gebraucht worden. Hier wird es nöthig seyn, wieder an ihren Unterschied von den ersten Mönchen, zurückzudenken. Wo und in welcher Regel steht es denn, daß die neugestiftete Mendikanten Brüder, Eremiten seyn und in abgesonderten Hütten in Wüsteneyen wohnen sollen? Gehet aus in alle Länder, sagten die Heilige Stifter, und prediget den Sündern Busse. Kein Wort ist da von einem Eremiten Leben in Wüsteneyen und Wäldern gedacht. Warum also, solten sie es nicht angenommen haben, wenn ihnen

die

breitung dieser beeden Orden, und den Beyfall, den sie sich erwarben mit neidischen Augen an.

Fürsten und das Volk freywillig so viel beysteuerten, sich bequeme Wohnungen erbauen zu können, die ihnen zur Abwartung ihrer gottesdienstlichen Uebungen, so unentbehrlich waren?

Daß sie einen Zutritt in alle Häuser der Grossen hatten, das gereicht zu ihrer Ehre. Es ist ein Beweis, daß man sie wegen ihres gottseeligen Lebens hochschäzte. Und wie viel Gutes konten sie nicht dadurch stiften? Wie mancher, roh in Sünden, nach der damaligen Welt dahin lebender angesehener Mann, wurde nicht durch sie vom Irrwege zurecht geführt? wurde nicht bewegt, von seinen groben Ausschweifungen abzulassen? wurde nicht dahin gebracht, sein noch übriges Leben, auf eine gottgefällige Weise, der Andacht und guten Werken zu widmen? Beyspiele von Grossen damaliger Zeiten, derer Herz durch die Predigten Heiliger Männer gerührt wurde, sind in Menge vorhanden.

Aber — die Mönche drangen sich auch in Staats-Geschäfte ein, alle öffentliche Unterhandlungen, wurden durch sie geführt — Sie drangen sich nicht in dieselbe ein; sie wurden dazu berufen. Hätten sie einen Beruf nicht annehmen sollen, bey welchem sie so vielen Nuzen stiften konten. Der Mangel an geschikten Leuten, war dazumal sehr gros. Die Bettelmönche machten grosse Reisen, lernten verschiedne Sprachen, und wurden eben dadurch mit der Beschaffenheit der verschiednen Staaten bekannt. Wer war also geschikter als sie zu Unterhandlungen mit andern Staaten gebraucht zu werden.

Man wende mir ja nicht ein, daß solches wider ihre Ordensregel gewesen sey. Die Absonderung von der Welt, bestehet nicht in einer gänzlichen Entäusserung von allen weltlichen Geschäften. Man mus sich solche nur nicht an der gelobten Beobachtung eines gottseligen Lebens hindern lassen. Das konten diejenige ungestört thun, wel-

welche an dem Wohl der Staaten arbeiteten, welche in die entferntesten Gegenden andrer Welttheile durchdrangen, und Gemeinschaft mit unbekannten Nationen zu stiften, und durch ihre nützliche Nachrichten, die Handlung empor zu bringen. Was für Leute konte man wohl zu damaligen Zeiten besser gebrauchen? und fanden nicht viele der Dominikaner und Franziskaner Brüder, welche mit Vollmachten von grossen Herren, in andre Welttheile geschikt wurden, eben dadurch Gelegenheit, den christchen Glauben auszubreiten, und ganzen Nationen bekannt zu machen, welche bisher in der äussersten Blindheit des falschen Götzendiensts dahin gelebt hatten? *)

Der Vorwurf fällt gänzlich weg, daß sie hierinn ihrer Regel solten zuwider ge-

*) Sie waren auch die einige, durch welche in den damaligen finstern Zeiten, die Erdbeschreibung einiges Licht erhielt. Man denke nur an den einzigen Franziskaner de Rubruquis und seine Reise nach der Tartarey.

handelt haben. Diese befahl ihnen in aller Welt zu predigen, nicht sich in ihre Zellen zu verschliessen, und dem ganzen menschlichen Geschlecht unnüz, ihr Brevier zu bethen. Und wie viel Gutes wirkten sie nicht, dadurch, daß sie in Staatsgeschäften gebraucht wurden? Wie mancher im Ausbruche stehender Krieg, wurde durch sie als Gesandte, noch durch gütliche Unterhandlungen verhindert? Wie mancher Friede gestiftet? Wie mancher Fürst von einem unheiligen Leben zurükgebracht, und bewegt, die grossen Summen, welche sonst unnüz verschwendet worden wären, zu heiligen und gottseeligen Stiftungen zu verwenden? Man lese die Geschichte der damaligen Zeiten. Der h. Franziskus stiftete freylich seinen Orden in der Absicht nicht, seine Kinder gros zu machen, wie der Verfasser des Grabs der Bettelmönche sagt; aber er geboth ihnen Gutes zu stiften wo sie könten, und wo konte dieses mehr geschehen, als zu den damaligen Zeiten, durch Verwaltung der Staatsangelegenheiten?

ken? Und, so wenig er ihnen befahl, nach hohen Ehrenstellen zu streben, so wenig verboth er ihnen auch solches, indem er ihnen einschärfte, demüthig zu seyn. Ein Grosser kan in seinem Stande eben so demüthig seyn, als ein armer Mann, der es oft nur aus Noth zu seyn gezwungen ist.

Die häufige Deklamationen wider die Ordensgeistliche, wovon der Verfasser der Briefe über das Mönchswesen; im X. Briefe, ein wizig seyn sollendes Beyspiel gegeben hat, daß solche nehmlich nur dazu gedient hätten, die Gewalt des Päbstlichen Stuls, auch im Zeitlichen auszubreiten, heissen gar nichts. Vor erst, so waren die Bettelmönche, denn dieser Nahme ist doch einmal im Gange, vermöge ihrer Gelübde verpflichtet, den Befehlen des Pabstes Gehorsam zu leisten; Ihnen kam es nicht zu, zu untersuchen, ob solche gerecht waren, oder nicht. Wenn sie also solche befolgten, so thaten sie nichts weiter als ihre Schuldigkeit. Zweytens, ist es noch

 lange

lange nicht entschieden, wer in den damaligen verwirrten Zeiten, das Recht auf seiner Seite hatte, folglich kan man es den Mönchen zu keinem Vorwurfe machen, wenn sie sich, die Befehle, ihres einmal anerkennten Oberhaupts, auszuführen bemühten; und endlich so beweisst alles dieses nicht das geringste, für ihre Abweichung von ihrer ursprünglichen Regel.

Man macht den Mendikanten-Orden noch einen Vorwurf, wegen ihrer innerlichen Streitigkeiten, und führt als einen Beweis, ihre Absonderung in verschiedne Zweige, hauptsächlich aber, die Errichtung des Kapuziner-Ordens an. Ueber die Bewegursachen, welche dazu Anlas mögen gegeben haben, ist hier der Ort nicht, sich aufzuhalten, eine vollständige Ausführung erforderte ein ganzes Buch. Nur will ich in Ansehung des ehrwürdigen Kapuziner-Ordens bemerken, daß die Nachrichten, welche die Gegner von dessen Entstehung geben, sehr verstellt, und wo so

sol-

solche sich auf den Annalisten Bowerius berufen, sehr verfälscht sind. Genug mag es indessen seyn, und zur Beruhigung aller Christ-Katholischen dienen, daß dieser Orden gewis nicht ohne triftige Ursachen, von der allgemeinen Kirchen-Versammlung zu Trient bestättiget worden ist.

Ich habe mich nur zu lange bey den Vorwürfen aufgehalten, welche man den Mönchsorden überhaupt, und denen der Mendikanten insbesondre macht. Jezt wollen wir zusehen, von was für einem Gewichte, die neuere Vorwürfe sind, welche man gegen den heiligen Orden, wegen ihrer Abweichung von der ursprünglichen Ordensregel vorbringt.

Das allgemeine Geschrey ist, daß die Mönchsorden einer Reformation sehr bedürftig seyen. Ich will es so lange zugeben, daß solches nöthig sey, aber warum bemühen sich Leute, deren Geschäfte es ganz und gar nicht ist, mit Dingen, wel-

che sie nichts angehen? Haben die Mendikanten-Orden einer Reformation nöthig, wohl! so haben sie kompetente Richter, die dieselbe schon bewerkstelligen werden, wenn es Zeit seyn wird. Jezt will ich die gegen die heutigen Mendikanten überhaupt, vorläufig etwas näher beleuchten, hernach aber insbesondre zeigen, daß sie nicht nur keine unnüze und schädliche, sondern vielmehr, von allen Seiten betrachtet, gute und nüzliche Mitglieder eines Staates sind.

Gleich anfangs bitte ich meine Leser, sich an dasjenige zu erinnern, was ich von den verschiednen Zeit- und Gesichtspunkten, unter welchen die Mendikanten betrachtet werden müssen, gesagt habe. So wenig die erste Verfassung derselben, mit der Verfassung der egyptischen Mönche und Einsiedler, einerley war, und einerley seyn solte; so wenig kan man auch aus ihrer ersten Verfassung, gleich im Anfange ihrer Orden, einen Schlus auf ihre heuti-

ge machen. Zeiten, Sitten und Lebensart, haben sich geändert; geistliche und weltliche Staaten, heegen andre Absichten, haben andre Staatsmaximen, andre Geseze, als im dreyzehnden und vierzehnden Jahrhundert. Man kan also nicht urtheilen ob die Mendikanten von ihrer Ordensregel abgewichen seyen, ohne sich zuerst mit dem Geiste unsers Jahrhunderts bekannt zu machen, und sich in denselben hinein zu sezen.

" Würden wohl die Bettelmönche, „ jemals die Künheit gehabt haben, sich „ so weit von ihrer Ordensregel zu entfernen, wenn sie sich nicht auf ihre Immunitäten, Exemtionen und Freyheiten, „ verlassen, wenn sie nicht geglaubt hätten, daß ihnen niemand als ihre Ordensgenerale zu befehlen habe? und daß sie „ solchen unmittelbar allein unterworfen „ wären, und sonst nach keinem Oberherrn zu fragen hätten?„ So spricht

ei-

einer der neuesten Gegner der Mendikanten. *)

Was man doch nicht sagen kan, wenn Haß und Partheylichkeit die Triebfedern sind. Ja! die Exemtionen und sowohl von dem Oberhaupte der Kirche, als den grösten weltlichen Souverainen, den Ordensleuten verliehene Freyheiten, sind jederzeit ein Stein des Anstosses gewesen. War es nicht eine Pflicht, der Ordensleute, sich auf dieselben zu berufen, wenn man Eingriffe in ihre Rechte thun wolte? Zum Gehorsame gegen ihren Ordensgeneral waren sie verpflichtet, und an wen solten sie sich sonst in ihren Angelegenheiten wenden, als an das Oberhaupt ihres Ordens, dem es zu kam, Sorge für sie zu tragen? Aber zu sagen: Sie hätten geglaubt, daß sie sonst nach keinem Oberherrn zu fragen hätten, das ist eine äusserst kühne, und von aller Wahrheit entblößte Behauptung. Wo sind die Beyspiele, daß sich die Mendikanten-

ten-

*) Siehe Grab der Bettelmönche. S. 110.

ten = Klöster jemals erfrechet haben, den Regenten des Landes, nicht auch vor ihren Oberherrn zu erkennen, und den Befehlen desselben Gehorsam zu leisten, in sofern solche nicht wider ihr Institut, oder wider ihre Gewissen und die Gebothe der Kirche liefen?

Jezt gehe ich zu andern besondern Beschuldigungen fort, welche beweisen sollen, daß die Mendikanten = Orden von ihrer Ordensregel abgewichen seyen. Viele lächerliche Dinge laufen hiebey mit unter. Man sagt: man finde aller Orten Franziskaner und Kapuziner bey weltlichen Gesellschaften; Sie liessen sich gerne in den Häusern, wo ihnen der Zutritt erlaubt sey, bey der Tafel finden, und machten die Gesellschaft durch ihre abgeschmakte Possen, Mährchen und kindische Erzählungen auf. An einigen Orten ließ man sie ausdrüklich einladen, um an statt gemeiner Possenreïsser zu dienen.

Diejenige welche solche kindische Vorwürfe vorbringen, solten sich derselben

schämen.

einer der neuesten Gegner der Mendikanten. *)

Was man doch nicht sagen kan, wenn Haß und Partheylichkeit die Triebfedern sind. Ja! die Exemtionen und sowohl von dem Oberhaupte der Kirche, als den grösten weltlichen Souverainen, den Ordensleuten verliehene Freyheiten, sind jederzeit ein Stein des Anstosses gewesen. War es nicht eine Pflicht, der Ordensleute, sich auf dieselben zu berufen, wenn man Eingriffe in ihre Rechte thun wolte? Zum Gehorsame gegen ihren Ordensgeneral waren sie verpflichtet, und an wen solten sie sich sonst in ihren Angelegenheiten wenden, als an das Oberhaupt ihres Ordens, dem es zu kam, Sorge für sie zu tragen? Aber zu sagen: Sie hätten geglaubt, daß sie sonst nach keinem Oberherrn zu fragen hätten, das ist eine äusserst kühne, und von aller Wahrheit entblösste Behauptung. Wo sind die Beyspiele, daß sich die Mendikanten-

*) Siehe Grab der Bettelmönche. S. 110.

ten = Klöster jemals erfrechet haben, den Regenten des Landes, nicht auch vor ihren Oberherrn zu erkennen, und den Befehlen desselben Gehorsam zu leisten, in sofern solche nicht wider ihr Institut, oder wider ihre Gewissen und die Gebothe der Kirche liefen?

Jezt gehe ich zu andern besondern Beschuldigungen fort, welche beweisen sollen, daß die Mendikanten = Orden von ihrer Ordensregel abgewichen seyen. Viele lächerliche Dinge laufen hiebey mit unter. Man sagt: man finde aller Orten Franziskaner und Kapuziner bey weltlichen Gesellschaften; Sie liessen sich gerne in den Häusern, wo ihnen der Zutritt erlaubt sey, bey der Tafel finden, und machten die Gesellschaft durch ihre abgeschmakte Possen, Mährchen und kindische Erzählungen auf. An einigen Orten ließ man sie ausdrüklich einladen, um an statt gemeiner Possenreisser zu dienen.

Diejenige welche solche kindische Vorwürfe vorbringen, solten sich derselben schämen.

schämen. Ich bitte meine vernünftigen Leser allezeit zu beherzigen, daß die Mendikanten keine Eremiten sind. Soll ihnen aller Umgang mit Weltlichen untersagt, soll es nicht einmal erlaubt seyn, mit ihnen zu essen? Ey! das wäre hart. Man beschuldigt sie aber auch einer unanständigen Aufführung, indem sie sich bemühten, die Gesellschaft aufzumuntern — Ist es denn eine Sünde, wenn man sich einmal einem gemässigten Vergnügen überläßt? Ob die Erzählungen, welche man manchmal von Mendikanten zur Aufmunterung der Gesellschaften vorbringen höret, kindisch und abgeschmakt seyen, das sind die, welche dergleichen elende Vorwürfe machen, zu entscheiden nicht im Stande. Sie sind unschuldig, sie haben Gottesfurcht und Tugend zum Zweke, und in dieser Absicht, allezeit mehr werth, als die zweydeutige, Religion und Sitten beleidigende, sogenennte wizige Erzählungen, welche leider! so sehr nach dem Geschmake des heutigen Weltalters sind. Ueberdiß so

wird

wird gewis ein Mendikante, der ohngeachtet seiner harten und strengen gottesdienstlichen Uebungen, dennoch im Stande ist, mit heitrer Stirne, Religion und Tugend, solte es auch durch Fabeln und Erzählungen geschehen zu predigen, mehr gutes stiften, als ein sachte, mit frommer Miene daher schleichender heuchlerischer Gewissens-Rath. Man mus sich in Zeit und Umstände zu schiken wissen; Seyd allen allerley, sagt der Apostel.

Ein anderer Vorwurf ist der: daß sich die Bettelmönche in die Häuser der Vornehmen und Geringen, einzudringen suchten, um das Innerste der Familie auszuforschen, und die erhaltne Kenntnisse zu ihrem Vortheil anzuwenden. Hieraus ziehet man noch viele Nebenbeschuldigungen, die, wer will, in dem Grab der Bettelmönche, nachlesen kan. *) Es verlohnt sich zwar beynahe der Mühe nicht, auf dergleichen Beschuldigungen etwas zu sagen,

*) S. 113.

sagen, dennoch aber will ich nur ein und andres kürzlich berühren, weil man auch aus dergleichen Dingen eine Abweichung von dem Ordens-Institute erzwingen will.

Daß die Mendikanten sich in die Häuser einzudringen suchen, ist falsch; daß sie nicht gehen solten, wenn sie berufen werden, liefe wider ihre Pflicht. Solte ihnen ein Zutritt und eine Bekanntschaft in den Häusern der Weltlichen, nicht erlaubt seyn? Aber der Eingang den sie in denselben finden, ist nicht die wahre Ursache, warum man ihre Besuche, als ihrem Institute widrig, ausschreyt. Oft bezeugen ganze angesehene Familien, ein besseres Zutrauen, zu einem P. Mendikanten, als zu einem aus andern Orden, oder zu ihrem Pfarrer. Diese sind misgünstig darüber, weil sie glauben, es würde ihnen etwas von Einkünften entzogen, die sie selbst mitnehmen könnten. Hinc illæ lacrymæ. Man misgönnt es den armen Mendikanten, wenn sie zuweilen einen guten

ten Bissen geniessen, gleich als ob ihre Stifter sie zu Wasser und Brod verurtheilt hätten. Aus diesem Neid fliessen gelegentlich eine Menge andrer Vorwürfe die man ihnen gewöhnlich zu machen pflegt, welche aber alle im höchsten Grade ungegründet und abgeschmakt sind.

Man sagt um die Geheimnisse der Familien zu erforschen, bemüheten sie sich in angesehenen Häusern, diesen oder jenen von ihren Verwandten in Dienste zu bringen, um durch solche hernach von allem unterrichtet zu werden, was vorgeht. Ich will gar nicht läugnen, daß sich die Ordensbrüder bemühen, ihren Anverwandten gute Dienste zu verschaffen; aber es ist ihre Pflicht vor solche zu sorgen. Thäten sie es nicht, so würden sie mit allem Rechte zu tadeln seyn. Daß sie es aber aus der ihnen angeschuldigten Absicht thun, nehmlich die Geheimnisse der Familien zu erfahren, das wird nicht zu beweisen seyn.

Daß sie, wie ihre Feinde sagen, die Häuser wo etwas zu holen ist, vorzüglich

besuchen; ist eine pure Verläumdung. Wer ist fleissiger und unermüdeter als die Mendikanten, diejenigen zu besuchen, welche ihren Rath, Trost, oder geistlichen Zuspruch verlangen. Der Franziskaner oder Kapuziner, versäumt keinen Augenblik zu kommen wenn er gerufen wird, wie es zum Theile andre Geistliche zu machen pflegen. Und was ist verwerfliches dabey, wenn er auch unberufen zuweilen Besuche bey seinen Wohlthätern, oder auch bey seinen Beichtkindern abstattet, und sich nach ihrem Zustande erkundiget. Er macht ihnen kleine Geschenke, von dem was er hat, andre kan er nicht geben, um seine Zuneigung zu bezeugen, aber nicht in der Absicht grössere Geschenke dafür zu erhalten. Wenn dieses wirklich ihre Absicht wäre, so würden sie nicht ihre Kleinigkeiten, dem Armen wie dem Reichen austheilen. Daß sie aber Gegengeschenke annehmen, die in Dingen bestehen, die zu ihrem Unterhalte dienen, wer kan dieses tadeln?

Ein

Ein sehr harter Vorwurf ist es, daß man sie beschuldiget als ob sie Erbschaften zu erschleichen suchten. " Besonders besuchen sie gern abgelebte Personen beederley Geschlechts," sagt der Verfasser des Grabs " und wissen solche durch ihre Andächteleyen, auf eine geschikte Art für sich einzunehmen, alsdenn fehlet es fast niemals, daß sie auch ihren Antheil von der Verlassenschaft derselben, zum Nachtheile der rechtmässigen Erben erhalten." Ich frage Leute die so unbesonnen sprechen können, ob es nicht rühmlich und löblich sey, wenn die Mendikanten alte abgelebte Personen, welche sich täglich dem Tode mehr nähern, fleissig besuchen, und sie zu ihrem Ende zu bereiten suchen. Daß sie dieses deswegen thun, um etwas von ihrer Nachlassenschaft zu erschleichen, davon weis ich kein Beyspiel, und kan es auch ohne bessern Beweis, nicht für wahr annehmen. Wenn man lästern will, so kan man leicht einen Vorwand dazu finden, und die unschuldigste Leute,

besuchen; ist eine pure Verläumdung. Wer ist fleissiger und unermüdeter als die Mendikanten, diejenigen zu besuchen, welche ihren Rath, Trost, oder geistlichen Zuspruch verlangen. Der Franziskaner oder Kapuziner, versäumt keinen Augenblik zu kommen wenn er gerufen wird, wie es zum Theile andre Geistliche zu machen pflegen. Und was ist verwerfliches dabey, wenn er auch unberufen zuweilen Besuche bey seinen Wohlthätern, oder auch bey seinen Beichtkindern abstattet, und sich nach ihrem Zustande erkundiget. Er macht ihnen kleine Geschenke, von dem was er hat, andre kan er nicht geben, um seine Zuneigung zu bezeugen, aber nicht in der Absicht grössere Geschenke dafür zu erhalten. Wenn dieses wirklich ihre Absicht wäre, so würden sie nicht ihre Kleinigkeiten, dem Armen wie dem Reichen austheilen. Daß sie aber Gegengeschenke annehmen, die in Dingen bestehen, die zu ihrem Unterhalte dienen, wer kan dieses tadeln?

Ein sehr harter Vorwurf ist es, daß man sie beschuldiget als ob sie Erbschaften zu erschleichen suchten. " Besonders besuchen sie gern abgelebte Personen beederley Geschlechts, „ sagt der Verfasser des Grabs " und wissen solche „ durch ihre Andächteleyen, auf eine geschikte Art für sich einzunehmen, alsdenn fehlet es fast niemals, daß sie auch „ ihren Antheil von der Verlassenschaft „ derselben, zum Nachtheile der rechtmässigen Erben erhalten. „ Ich frage Leute die so unbesonnen sprechen können, ob es nicht rühmlich und löblich sey, wenn die Mendikanten alte abgelebte Personen, welche sich täglich dem Tode mehr nähern, fleissig besuchen, und sie zu ihrem Ende zu bereiten suchen. Daß sie dieses deswegen thun, um etwas von ihrer Nachlassenschaft zu erschleichen, davon weis ich kein Beyspiel, und kan es auch ohne bessern Beweis, nicht für wahr annehmen. Wenn man lästern will, so kan man leicht einen Vorwand dazu finden, und die unschuldigste Leute,

sind den Lästerungen gerade am meisten unterworfen. Wenn aber solche Leute aus frommen Absichten, eine gewisse Summe an Mendikanten Kirchen und Klöster vermachen, oder wenn sie dergleichen zu andern Liebeswerken bestimmen, und die Austheilung und Anwendung, ihrem Beichtvatter oder einem andern Ordensgeistlichen auftragen, ist denn hernach dieser Schuld daran? oder kan er dafür, daß sie ihn zum Vollzieher ihres lezten Willens erwählt haben? Wenn man ja mit aller Gewalt, den Bettelmönchen Dinge aufdringen will, an die sie nie gedacht haben, so solte man sich doch wenigstens bemühen, der Sache einen Anstrich zu geben, man solte suchen Beyspiele und Beweise, so viel immer möglich, anzuführen, aber nur so ins Wilde hinein zu schreiben, die Mendikanten thun dieses oder jenes, also thun sie es aus dieser oder jener Absicht, das kan einem gutdenkenden Manne nicht genug thun.

Ein vermeintlicher Hauptbeweis, daß die Mendikanten von ihrem Institute abgewichen, soll darinn bestehen, daß sie grosse Summen ausser Lands schiken, nicht etwa von den Einkünften der Klostergüter, sondern von wirklichen freywilligen Gaben und Geschenken. Diß soll wider ihre gelobte Armuth streiten. Der ganze Vorwurf ist lächerlich. Die Gegner gestehen selbst ein, daß diese Verschikungen aus lauter freywilligen Gaben und Geschenken gemacht werden. Streitet es denn wider das Gelübde der Armuth, wenn sie dasjenige was ihnen Gott, der die Herzen lenket, durch freywillige Gaben der Glaubigen bescheeret, und dessen mehr bescheeret, als sie für sich nöthig haben, zu den Bedürfnissen ihrer Ordensbrüder, und zur Erhaltung der Ordensverfassung anwenden? Man mus die Zeiten und Lebensart der Menschen unterscheiden. In den ersten fünfzig Jahren nach Stiftung der Heiligen Orden, war jeder Bruder versichert, dasjenige zu finden, was er zu seinem Unter-

halte auf jeden Tag brauchte. Jezt sind die Zeiten verändert, sollte man nicht dasjenige annehmen, was man nicht gerade in 24. Stunden nöthig hat, um vor das Zukünftige auch gesichert zu seyn? *) Man beneidet so gar die armen Mendikanten, daß sie manchmal von den erhaltenen Gutthaten etwas gutes essen und trinken können. Solten sie keinen Gebrauch von demjenigen machen, was ihnen die milde Hand Gottes bescheeret? Und, was das baare Geld betrift, machen sie nicht den bestmöglichen nüzlichen Gebrauch davon. Man zeige mir das Gegentheil.

Wahr ist es, daß der H. Franziskus in seiner Ordensregel sagt: Die Brüder sol-

*) In den Briefen über das Mönchswesen und in dem Grab der Bettelmönche, findet sich eine Berechnung, über die Einnahme der Franziskaner Klöster in Bayern während dreyer Jahre. Die Verfasser gestehen selbst, daß die von ihnen angeführte Summen, lauter Geld Allmosen gewesen seyen.

sollen sich nichts eigen machen, kein Haus, kein Ort, noch irgend eine andre Sache. rc. Wer wird aber aus diesem den Schlus machen, daß die Brüder solche Besizungen auch nicht haben dörfen, wenn sie ihnen freywillig geschenkt werden? Ihre Häuser wurden ihnen erbaut, weil man Mitleiden mit ihnen hatte, daß sie oft kein Obdach finden konten. Ihre Zahl vermehrte sich, sie konten nicht mehr einzeln wohnen, sondern mussten um aller Unordnung vorzukommen, in Gesellschaften beysammen leben. Alles diß ist keine Abweichung von ihrem Institute, und daher keiner weitern Betrachtung werth. Distingue Tempora, & concordabit Scriptura.

Man führt vielerley Dinge an, welche beweisen sollen, daß die Mendikanten nichts weniger als demüthig und sanftmüthig seyen, man führt sie aber nur so an, und vielleicht mag man von einzelnen Fällen, wo etwa ein eifriger Franziskaner oder

halte auf jeden Tag brauchte. Jezt sind die Zeiten verändert, sollte man nicht dasjenige annehmen, was man nicht gerade in 24. Stunden nöthig hat, um vor das Zukünftige auch gesichert zu seyn? *) Man beneidet so gar die armen Mendikanten, daß sie manchmal von den erhaltenen Gutthaten etwas gutes essen und trinken können. Solten sie keinen Gebrauch von demjenigen machen, was ihnen die milde Hand Gottes bescheeret? Und, was das baare Geld betrift, machen sie nicht den bestmöglichen nüzlichen Gebrauch davon. Man zeige mir das Gegentheil.

Wahr ist es, daß der H. Franziskus in seiner Ordensregel sagt: **Die Brüder** sol-

*) In den Briefen über das Mönchswesen und in dem Grab der Bettelmönche, findet sich eine Berechnung, über die Einnahme der Franziskaner Klöster in Bayern während dreyer Jahre. Die Verfasser gestehen selbst, daß die von ihnen angeführte Summen, lauter Geld **Allmosen** gewesen seyen.

sollen sich nichts eigen machen, kein Haus, kein Ort, noch irgend eine andre Sache. rc. Wer wird aber aus diesem den Schlus machen, daß die Brüder solche Besizungen auch nicht haben dörfen, wenn sie ihnen freywillig geschenkt werden? Ihre Häuser wurden ihnen erbaut, weil man Mitleiden mit ihnen hatte, daß sie oft kein Obdach finden konten. Ihre Zahl vermehrte sich, sie konten nicht mehr einzeln wohnen, sondern mussten um aller Unordnung vorzukommen, in Gesellschaften beysammen leben. Alles diß ist keine Abweichung von ihrem Institute, und daher keiner weitern Betrachtung werth. Distingue Tempora, & concordabit Scriptura.

Man führt vielerley Dinge an, welche beweisen sollen, daß die Mendikanten nichts weniger als demüthig und sanftmüthig seyen, man führt sie aber nur so an, und vielleicht mag man von einzelnen Fällen, wo etwa ein eifriger Franziskaner oder

Kapuziner, nicht einem jeden nach seinem Sinne gesprochen, Gelegenheit dazu genommen haben. Weil aber dieses ein Vorwurf ist, den man allen Geistlichen überhaupt zu machen pflegt, wenn sie die hohe Würde ihres Standes zu behaupten suchen, so will ich mich nicht dabey aufhalten. Eines kan ich doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen.

Man beschuldigt die Mendikanten, daß sie ohne weitere Verdienste, stolz auf ihre strenge Lebensart seyen, und sich deswegen eines besondern Vorzugs anmasseten. Nun müsse aber ein armer Mann, der jeden Bissen Brods erbettelte, und nicht wisse, wo er vor Wind und Wetter gesichert schlafen solle; ein Soldat, der im Felde stehe, müsse weit mehr Kälte und Ungemach ausstehen; ja sogar der Gelehrte, der Minister, und endlich, damit nichts vergessen bleibt der Wollüstling auf dem Balle und beym Nachtschwärmen, wache weit mehr, als ein Mendikante, der seine ordentliche und

wohl

wohl abgezählte Zeit zum Schlafen habe, und immer ein warmes Refectorium finde. Ich will alles dieses zugeben, aber ich will nur fragen: Unterwerfen sich alle angeführte Gattungen von Leuten, ihrer harten Lebensart freywillig, und um Gott zu dienen? Währet sie immer und auf einerley Art bey ihnen fort, oder wechselt sie? Der Mendikante züchtiget sein Fleisch um solches zu tödten, freywillig und um Gott zu gefallen, und thut ein verdienstliches Werk. Der Taglöhner und der Soldate würden herzlich wohl zu frieden seyn, wenn sie nicht genöthiget wären, sich einer so harten Lebensart zu unterwerfen. Von den übrigen ist nicht die Rede; sie wachen zu ihrem Vergnügen, und schlafen, wenn sie wollen, wieder eben so lange, als sie gewacht haben, wie kan man sie mit Ordensgeistlichen vergleichen, welche ohne alle Unterbrechung, einen Tag wie den andern den Beschwerlichkeiten einer dem Fleisch unangenehmen Kleidung, eines zum Schlafen unbequemen Bettes, der beständigen

Unterbrechung desselben, und bey ihren täglichen Verrichtungen, oft allen Gefährlichkeiten des Lebens ausgesezt sind, ohne daß sie sich auf eine Abwechslung oder Veränderung verlassen dörfen? Solcherley Vergleichungen sind im höchsten Grade ungereimt. Gesezt aber auch, die Tafel der Mendikanten wäre zuweilen mit guten Speisen und Getränken besezt; warum solten sie desjenigen nicht ohne Vorwurf geniessen und sich dabey erfreuen dörfen, was ihnen durch die Vorsehung, vermittelst der milden Gaben christlicher Seelen, zu ihrer Erquikung mitgetheilet wird?

Endlich so ist es ein klarer Beweis, daß die Mendikanten nicht von ihren Instituten abgewichen, weil solche durch so viele Päbste, zu so verschiednen Zeiten gebilliget, worden. Wären sie so sehr von ihren Ordensregeln abgewichen, wie ihre Feinde und Lästerer aussprengen, so würden gewis so viele höchste Oberhäupter der Kirche, nicht so einstimmig ihre Verfassung

sung gebilliget, und ihnen immer von Zeit zu Zeit neue Privilegien ertheilet haben. Ja, wer will noch widersprechen, da die lezte allgemeine Kirchen Versammlung zu Trient, ihr Institut, aufs neue bestättiget und gutgeheissen hat? Gut ist es, daß die heftigsten Gegner solches nicht läugnen können, und Chassaigne hat ein sehr verdienstliches Werk gethan, daß er alle denen Mendikanten Orden, von den Päbsten ertheilte Freyheiten, in seinen Privilegiis Regularium gesammelt und aufbewahret hat. Diese Päbstliche Bullen, sind so viele Beweise, daß die Mendikanten Orden eine gute und nüzliche Sache, und dieselbe nicht von ihrem Institute abgewichen sind.

Solte sich denn und wenn auch, ein einzelner Franziskaner oder Kapuziner finden, welcher durch ein unanständiges Betragen, den Orden verunehrte, so beweisst solches gar nicht, daß der ganze Orden von seinem Institute abweiche. Der Schuldige, wird nach Befinden der Sache bestraft,

und man ist weit davon entfernt, ein solches Betragen zu billigen. Es kan freylich nicht fehlen, daß sich nicht unter so grossen Gesellschaften, zuweilen ein räudiges Schaf finden solte, aber es wird abgesondert und von der Gesellschaft ausgeschlossen, damit es nicht die übrige gesunde Heerde anstekе. Ich mus übrigens hier noch bemerken, daß alle die ärgerliche Erzählungen, welche man von dem Betragen der Mendikanten vorbringt, entweder von wirklichen Religionsspöttern, welche den geistlichen Stand überhaupt zu verlästern suchen, oder von solchen Leuten herrühren, welche geschworne Feinde derselben sind, weil sie alles regelmässige hassen; ein grosser Theil derselben aber von Apostaten erdichtet worden ist, um ihrem Abfall einigen Anstrich zu geben. Was sollen also solche Erzählungen beweisen, welche nur von Feinden der Orden herkommen, und von welchen man nicht den geringsten gültigen Beweis hat?

Die

Die Klagen des H. Bonaventura über den Verfall seines Ordens, kaum 40 bis 50 Jahre, nach der Stiftung desselben, dessen Brief vom 23. April 1257. von den Feinden des Ordens, bey allen Gelegenheiten angeführt wird, beweisst gar nicht, was sie mit demselben zu beweisen vermeinen. Vorerst, so war es bey Stiftung eines neuen Ordens, der in kurzer Zeit bis zum Erstaunen zahlreich wurde, ohnmöglich, alle gehörige Einrichtungen in solcher Geschwindigkeit zu machen, daß nichts mehr zu verbessern übrig blieb, oder alle mögliche Fälle vorauszusehen, die sich noch ereignen konten, und denen abhelfliche Masse gegeben werden musste. Genug, daß die erste Grundsäze da lagen, aus welchen man urtheilen konte, was zu thun, oder zu lassen war. Der H. Ordensgeneral Bonaventura, war ein äusserst strenger-Mann, in Beobachtung der Ordensregel, und er musste es auch seyn, da nicht alle Brüder sich sogleich zur genauen Befolgung derselben gewöhnen konten. Er

schrieb

schrieb daher auch in seinem heiligen Eifer, oft in viel stärkern Ausdrüken, als es wirklich die Wichtigkeit der Sache erforderte.

Zum Zweyten: So erforderte es die Nothwendigkeit, daß die Brüder im ersten Jahrhunderte nach ihrer Stiftung eine ganz andre Lebensart führen mußten, als in den nachfolgenden Zeiten dienlich oder möglich war. Wenn sie ihre anfängliche Lebensweise hätten fortsezen wollen, so würde der Orden den grösten Schaden gelitten haben. Sie mussten allen allerley werden, wolten sie anders ihren Hauptzwek, die Ausbreitung der heiligen Lehre und eines christlichen Lebens bewerkstelligen. Was für eine elende Figur würde heut zu tage, ein Mendikante machen, der nach den Sitten des dreyzehenden Jahrhunderts leben wollte. Daher müssen alle unpartheyische, in Beurtheilung solcher Dinge, ihr Augenmerk allezeit auf die Veränderung der Zeiten und der Lebensart richten. Ohne Unterscheidung derselben kan man alles sa-

gen

gen was man will. Die im Aeusserlichen ein wenig veränderte Lebensart der Mendikanten, ist übrigens so wenig eine Abweichung von ihrer Regel, daß sie vielmehr den grösten Nuzen dadurch schaffen. Ich mus dabey allezeit darauf zurükkommen, daß die Heilige Ordensstifter nie verlangt haben, daß ihre Nachfolger ein Eremitenleben führen solten.

Alles bisher gesagte bestehet nur in beyläufigen Anmerkungen, über die Vorwürfe und Lästerungen, der Feinde der Mendikanten Orden. Allein jezt komme ich auf einen weit ernsthaftern Gegenstand. Viele haben schon grosses Geschrey davon gemacht, daß die Mönchsorden überhaupt, und die Mendikanten insbesondre, unnüz und schädlich in einem Staate seyen. Man weis, aus was für Ursachen dieses Geschrey entstanden ist. Sorge der Klerisey, daß ihre Einkünfte durch die Mendikanten möchten geschwächt werden; Eifersucht der übrigen Mönchsorden, über die gute Auf-

nah-

schrieb daher auch in seinem heiligen Eyfer, oft in viel stärkern Ausdrüken, als es wirklich die Wichtigkeit der Sache erforderte.

Zum Zweyten: So erforderte es die Nothwendigkeit, daß die Brüder im ersten Jahrhunderte nach ihrer Stiftung eine ganz andre Lebensart führen mußten, als in den nachfolgenden Zeiten dienlich oder möglich war. Wenn sie ihre anfängliche Lebensweise hätten fortsezen wollen, so würde der Orden den grösten Schaden gelitten haben. Sie mussten allen allerley werden, wolten sie anders ihren Hauptzwek, die Ausbreitung der heiligen Lehre und eines christlichen Lebens bewerkstelligen. Was für eine elende Figur würde heut zu tage, ein Mendikante machen, der nach den Sitten des dreyzehenden Jahrhunderts leben wollte. Daher müssen alle unpartheyische, in Beurtheilung solcher Dinge, ihr Augenmerk allezeit auf die Veränderung der Zeiten und der Lebensart richten. Ohne Unterscheidung derselben kan man alles sagen

gen was man will. Die im Aeusserlichen ein wenig veränderte Lebensart der Mendikanten, ist übrigens so wenig eine Abweichung von ihrer Regel, daß sie vielmehr den grösten Nuzen dadurch schaffen. Ich mus dabey allezeit darauf zurükkommen, daß die Heilige Ordensstifter nie verlangt haben, daß ihre Nachfolger ein Eremitenleben führen solten.

Alles bisher gesagte bestehet nur in beyläufigen Anmerkungen, über die Vorwürfe und Lästerungen, der Feinde der Mendikanten Orden. Allein jezt komme ich auf einen weit ernsthaftern Gegenstand. Viele haben schon grosses Geschrey davon gemacht, daß die Mönchsorden überhaupt, und die Mendikanten insbesondre, unnüz und schädlich in einem Staate seyen. Man weis, aus was für Ursachen dieses Geschrey entstanden ist. Sorge der Klerisey, daß ihre Einkünfte durch die Mendikanten möchten geschwächt werden; Eifersucht der übrigen Mönchsorden, über die gute Aufnah-

nahme der Mendikanten, und ihren Zutritt in Häusern, welche jene schon als Eigenthum zu besizen vermeinten; Verläumdungen ausgesprungner Apostaten; und endlich, das Geschrey toller Weltkinder, welche alles hassen, was nicht weltlichen Lüsten nachhängt, sind die trübe Quellen, aus welchen die so häufige Vorwürfe, welche man den Mendikanten Orden machte, entsprangen. Aus diesen haben alle diejenige geschöpft, welche sie für unnüze und schädliche Mitglieder eines Staates ausschreyen, welche von nichts, als von einer Reformation der Orden, zu sagen wissen, welche, nach ihrer Meinung, entweder in einer gänzlichen Aufhebung derselben, oder in einer so gänzlichen Verschliessung in ihre Mauren bestehen müsste, daß sich gar keiner mehr in der Welt dürfte bliken lassen. Schade nur! Daß diese unbefugte Verbesserer, die Macht nicht haben, ihre unreife Plane auszuführen.

Die von einigen katholischen Staaten ergangne Verordnungen, in Ansehung der Klosterzucht, haben zu einer Menge fliegender Schriften Anlas gegeben, welche alle eine von denen obenangeführten Ursachen, zum Grunde haben. Auf alle zu antworten, würde eine so vergebliche, als unendliche Arbeit seyn. Viele, ja die meiste, verdienen nicht einmal eine Antwort. Da es aber doch unverzeihlich seyn würde, übelunterrichtete Gemüther, in einem irrigen Wahne, wegen der Nüzlichkeit oder Schädlichkeit, der Mendikanten Orden zu lassen, so will ich mir einen der neusten Gegner derselben auswählen, und zusehen, in wie fern ich seine Gründe widerlegen kan.

Es ist dieses der Verfasser des **Grabs der Bettelmönche**, welcher, nachdem er überhaupt alles zusammen gerast, was dazu dienen kan, sie in einen übeln Ruf zu bringen, sich endlich bemühet, **theologisch, politisch** und **moralisch** zu erwei-

 sen

sen, daß die Mendikanten unnüze und schädliche Glieder eines Staates seyen. Wir wollen sehen in wie weit dieses Stich hält. Ich getraue mir, seine theologische, politische und moralische Gründe, eben so leicht widerlegen zu können, als die offenbare Lästerungen, womit man die Abweichung der Mendikanten von ihrem Ordens-Institute, vermeintlich zu beweisen sucht. So viele Angriffe auch, auf so verschiedne Art auf dieselbe geschehen, so wird doch ihre gute Sache allzeit siegen.

Conscia mens recti famæ mendacia ridet.

Eingangsweise klagt der obgenennte Verfasser über die allzugrosse Menge der Mendikanten. Sie hätten, sagt er, sich zu den Zeiten Luthers und Kalvins, nach den übrigen Katholischen Staaten gezogen, und das Land gedrükt. Wenn diese Bedrükung des Landes wahr wäre, so müsste man sie jezt noch viel stärker fühlen,

len, denn die Zahl der Mendikanten hat sich nicht vermindert, sondern unter göttlichem Seegen vermehrt. Drükten sie wirklich das Land auf eine so beschwerliche Weise, wie man vorgeben will, so würden die Katholische Staaten, ihre seit Luthers Zeiten, sehr vergrösserte Anzahl, schon lange nicht mehr haben unterhalten können. Die Erfahrung lehret das Gegentheil; die Einwohner haben alle ihren zulänglichen Lebensunterhalt, und sind im Stande den armen Mendikanten noch von ihrem Ueberflusse mitzutheilen.

Der Verfasser will sich nicht mit ausführlicher Widerlegung dessen, was von den Mendikauten auf ihren Lehrstülen vorgetragen wird, beschäftigen. Er thut wohl daran. Lehren welche durch so viele erleuchtete Päbste, durch so manche allgemeine Kirchenversammlung bestättiget worden sind, werden keine Widerlegung fürchten dörfen. Wer weis nicht, wie heftig die Nachfolger des H. Franziskus, durch ver-

 schied-

sen, daß die Mendikanten unnütze und schädliche Glieder eines Staates seyen. Wir wollen sehen in wie weit dieses Stich hält. Ich getraue mir, seine theologische, politische und moralische Gründe, eben so leicht widerlegen zu können, als die offenbare Lästerungen, womit man die Abweichung der Mendikanten von ihrem Ordens-Institute, vermeintlich zu beweisen sucht. So viele Angriffe auch, auf so verschiedne Art auf dieselbe geschehen, so wird doch ihre gute Sache allzeit siegen.

Conscia mens recti famæ mendacia ridet.

Eingangsweise klagt der obgenennte Verfasser über die allzugrosse Menge der Mendikanten. Sie hätten, sagt er, sich zu den Zeiten Luthers und Kalvins, nach den übrigen Katholischen Staaten gezogen, und das Land gedrükt. Wenn diese Bedrükung des Landes wahr wäre, so müsste man sie jezt noch viel stärker fühlen,

len, denn die Zahl der Mendikanten hat sich nicht vermindert, sondern unter göttlichem Seegen vermehrt. Drükten sie wirklich das Land auf eine so beschwerliche Weise, wie man vorgeben will, so würden die Katholische Staaten, ihre seit Luthers Zeiten, sehr vergrösserte Anzahl, schon lange nicht mehr haben unterhalten können. Die Erfahrung lehret das Gegentheil; die Einwohner haben alle ihren zulänglichen Lebensunterhalt, und sind im Stande den armen Mendikanten noch von ihrem Ueberflusse mitzutheilen.

Der Verfasser will sich nicht mit ausführlicher Widerlegung dessen, was von den Mendikanten auf ihren Lehrstülen vorgetragen wird, beschäftigen. Er thut wohl daran. Lehren welche durch so viele erleuchtete Päbste, durch so manche allgemeine Kirchenversammlung bestättiget worden sind, werden keine Widerlegung fürchten dörfen. Wer weis nicht, wie heftig die Nachfolger des H. Franziskus, durch ver-

 schieds-

schiedne Mitglieder der ehemaligen Gesellschaft Jesu angegriffen worden sind? Aber was richteten ihre Widersacher damit aus? Nicht das geringste. Die Wahrheit behielt den Sieg, und leuchtete nur mit verdoppeltem Glanze. Der Verfasser führt verschiedne Katholische Schriftsteller an, welche seiner Meinung nach, die Irrlehren der Franziskaner sollen gezeigt haben; Es ist aber noch sehr zweydeutig, aus welchem Gesichtspunkte, man einen **Muratori**, **Fleury**, **Baillet**, **du Pin**, **van Espen**, und dergleichen Leute ansehen mus; wenigstens ist ein grosser Theil ihrer Schriften, sowohl von der Katholischen Kirche überhaupt, als von der **Sorbonne** insonderheit, als Irrig verworfen worden, und es würde daher gefährlich seyn, sich auf ihr Ansehen zu verlassen.

Noch einmahl wird der schon oben erwähnte **Wilhelm** von **S. Amour** zum Beyspiel angeführt, wie gefährlich es sey, sich den Mendikanten zu widersezen, wenn

man

man nicht verkezert werden wolle. Allein ich habe schon berührt, daß Pabst Alexander der vierte nicht deswegen so hart wider ihn verfuhr, weil er in einen Streit mit den Franziskanern verwikelt war, sondern weil er ohngeachtet aller Päbstlichen Ermahnungen und Befehle, sich nicht zum Stillschweigen bequemen wolte, sondern vielmehr hartnäkiger Weise, bey seiner Widerspenstigkeit beharrte. Wird aber nicht derjenige mit Recht bestraft, welcher sowohl alle vätterliche Ermahnungen, als die wiederholte geschärfte Befehle der Kirche verachtet?

Nun wollen wir hören, was dieser Schriftsteller für Beweise anführt, daß die Franziskaner in Ansehung der Glaubenslehren einem Staate Schaden bringen. Er beschuldigt sie daß sie ihren Seraphischen Vatter vergötterten, und dem Weltheylande gleichstellten. Zum Beweise dieser auffallenden Beschuldigung, führt er zuerst das so beschribene Buch, Conformi-

schiedne Mitglieder der ehemaligen Gesellschaft Jesu angegriffen worden sind? Aber was richteten ihre Widersacher damit aus? Nicht das geringste. Die Wahrheit behielt den Sieg, und leuchtete nur mit verdoppeltem Glanze. Der Verfasser führt verschiedne Katholische Schriftsteller an, welche seiner Meinung nach, die Irrlehren der Franziskaner sollen gezeigt haben; Es ist aber noch sehr zweydeutig, aus welchem Gesichtspunkte, man einen **Muratori**, **Fleury**, **Baillet**, **du Pin**, **van Espen**, und dergleichen Leute ansehen mus; wenigstens ist ein grosser Theil ihrer Schriften, sowohl von der Katholischen Kirche überhaupt, als von der Sorbonne insonderheit, als Irrig verworfen worden, und es würde daher gefährlich seyn, sich auf ihr Ansehen zu verlassen.

Noch einmahl wird der schon oben erwähnte **Wilhelm von S. Amour** zum Beyspiel angeführt, wie gefährlich es sey, sich den Mendikanten zu widersezen, wenn

man

man nicht verkezert werden wolle. Allein ich habe schon berührt, daß Pabst Alexander der vierte nicht deswegen so hart wider ihn verfuhr, weil er in einen Streit mit den Franziskanern verwikelt war, sondern weil er ohngeachtet aller Päbstlichen Ermahnungen und Befehle, sich nicht zum Stillschweigen bequemen wolte, sondern vielmehr hartnäkiger Weise, bey seiner Widerspenstigkeit beharrte. Wird aber nicht derjenige mit Recht bestraft, welcher sowohl alle vätterliche Ermahnungen, als die wiederholte geschärfte Befehle der Kirche verachtet?

Nun wollen wir hören, was dieser Schriftsteller für Beweise anführt, daß die Franziskaner in Ansehung der Glaubenslehren einem Staate Schaden bringen. Er beschuldigt sie daß sie ihren Seraphischen Vatter vergötterten, und dem Weltheylande gleichstellten. Zum Beweise dieser auffallenden Beschuldigung, führt er zuerst das so beschribene Buch, Conformi-

tates S. Patris Francisci Seraphici, cum Jesu Christo, an. Hier bemerke ich zuerst, daß dieses Buch niemals weder von dem Pabste, noch von dem Franziskanern Orden, nach seinem völligen Innhalte gebilliget, noch für ein Lehrbuch angenommen, sondern vielmehr gleich einige Jahre nach seiner ersten Erscheinung, zu unterdrüken gesucht worden ist. Ja sogleich in der zwoten Ausgabe, sind sehr viele Stellen weggelassen, und noch viel mehrere verändert worden.

Hernach so hat sich freylich der Verfasser, durch seinen Eifer für die Verehrung des heiligen Ordensstifters und durch den Geist der damaligen Zeiten, dahin reissen lassen, und die Sache zu weit getrieben. Wie kan man aber sagen, daß die Franziskaner ihren heiligen Vatter vergötterten, und ihnen daher dem reinen Glauben zuwiederlaufende Lehren zuschreiben, ohne einen andern Beweis zu haben, als aus einem Buche, dessen Verfasser in seinem

nem Enthusiastischen Eifer, Dinge hingeschrieben hat, welche niemals von dem Orden gebilliget worden sind? Man kan Sachen, die in der besten Meinung hingeschrieben worden sind, verdrehen, und aus den unschuldigsten Säzen einen Sinn herausbringen, an den der Verfasser wohl niemals gedacht hat. **Den Reinen ist alles rein, aber boshafte Gemüther können auch aus den heilsamsten Pflanzen, Gift saugen.** *)

Der **Portiuncula Ablaß** soll ein andrer Beweis seyn, daß die Franziskaner ihren heiligen Stifter dem Welthejlande an die Seite sezten, aber dieser Beweis ist mit Haaren herbey gezogen. Wenn ich sage J. C. hat dem darum bittenden heiligen

*) Man solte freylich mit solchen Büchern vorsichtiger seyn, und keine, ohne sorgfälge Prüfung ans Licht tretten lassen. Ich mus hierinn, dem berühmten Bayle Beyfall geben, wenn er sagt: Die häufige Lebensbeschreibungen des H. Franziskus, hätten dem Orden grossen Schaden zugefügt,

Franziskus die Gnade zugestanden, daß die Kapelle der h. Portiuncula mit vollkommenem Ablaß begabet seyn soll, so ist hier gewis keine Gleichheit zwischen beeden vorausgesezt; der welcher eine Gnade ertheilt, und der welcher sich eine Gnade erbittet, sind gewis noch in einem sehr hohen Grade, von einander unterschieden. Und was ist widersinniges oder der reinen Katholischen Lehre zuwiderlaufendes, bey der ganzen Sache? Kan nicht die Kirche diesen oder jenen Ort mit besondrem Ablas beschenken, oder den Glaubigen solchen, bey andächtiger Besuchung dieser oder jener heiligen Oerter, verwilligen? Um wie viel mehr kan solches das Haupt der Kirche thun, das im höchsten Himmel wohnet. Aber der Beweis den man daraus herleiten will, als ob es nun nach der Franziskaner Meinung einerley sey ob man sich an den den Sohn Gottes, oder an den Se- Seraphischen Vatter wende, um Vergebung der Sünden zuerlangen, ist höchst alber, folgt nicht aus der Sache selbst, und

nie

nie wird ein vernünftiger Franziskaner so geredet, oder dieses behauptet haben.

Endlich so werden noch als der dritte Beweis, für diese Irrlehre der Franziskaner, die Ausdrüke angeführt, deren sie sowohl, als die Kapuziner, sich in ihren Predigten an dem Gedächtnistage des H. Franziskus bedienten. In der Note S. 128. führt der Verfasser einige dergleichen Stellen, aus einer solchen Predigt an. Ich habe nie nichts dergleichen gehört. Ist aber die Erzählung wirklich wahr, so werden dergleichen Prediger auch von ihren Obern eine scharfe Ahndung haben erfahren müssen. Im äussersten Grade schwach ist es, Predigten einzelner Männer, die sich vielleicht ihren Eifer, oder die Begierde andre zu übertreffen, dahin reissen lassen, oder aus Unbedachtsamkeit, nicht sorgfältig genug über ihre Ausdrüke wachen, für allgemein angenommene Glaubenslehren, einer ganzen geistlichen, von der Kirche

gebilligten und bestättigten Gemeinheit auszugeben.

Es ist also leicht, diesen Angrif abzuweisen, und unser Gegner will solchen auch gerne der Widerlegung der Gottesgelehrten überlassen, aber er hat noch einen andern Grund, zu behaupten, daß die Bettelmönche, der reinen Lehre der rechtglaubigen Katholischen Kirche, den grösten Schaden bringen. Wir wollen ihn hören, diesen Grund:

" Kein vernünftiger Mensch „ sagt er, *) " wird zuläugnen begehren, daß „ die Religion durch den Aberglauben äusserst verunstaltet wird. Wenn sich dieser „ einmal der Köpfe des Volkes bemeistert „ hat, so wird das Wesentliche der Religion vergessen. Falsche Begriffe, thörichte Vorstellungen, kindische Mährchen, beschäftigen den gemeinen Mann; „ um die Hauptgegenstände des wahren " Glau-

*) S. Grab der Bettelmönche. S. 129. 130.

„ Glaubens, bekümmert er sich nichts,
„ oder vielmehr er weis nicht davon.„

Diß ist nun alles ganz richtig, aber zu welchem Zweke tritt dieser fürchterliche Goliath, mit diesen Wafen auf den Kampfplaz? Die Bettelmönche, sagt er, sind es, welche die Köpfe des Volks mit Aberglauben erfüllen. " Sie haben immer einen
„ Sak voll von Erzählungen von Heiligen,
„ im Vorrath„ fährt er fort, " von wel-
„ chen gewis keiner in den Actis Sancto-
„ rum steht. Sie erzählen, was sie für
„ besondre Mittel in allerley Anliegen ha-
„ ben, die sonst niemand als ihnen bekannt
„ sind — Hier werden einige Beyspiele an-
„ geführt -- insonderheit sind die Franzis-
„ kaner und Kapuziner, grosse Meister in
„ der Kunst, den Teufel zu verjagen, Gei-
„ ster zu beschwören, Zaubereyen zu ver-
„ treiben, Schäze zu heben, und was der-
„ gleichen mehr ist. Dawider nun haben
„ sie einen ganzen Karren voll Amuleten,
„ Rauchwerk, Seegensprechereyen und an-

„ dern

„ dern Mitteln — Hierzu erzählen sie ei=
„ ne Menge Mährchen, und erfüllen das
„ Gehirn des gemeinen Manns, mit
„ abentheurlichen Vorstellungen. Dieser
„ denkt nun nicht mehr an das Wesentli=
„ che, sondern beschäftigt sich mit leeren
„ Einbildungen, welche ihm die Mönche
„ in den Kopf gesezt haben. — Er nimmt
„ seine Zuflucht nicht zu Gott, seinem Er=
„ löser, oder zu der Fürbitte seiner gebe=
„ nedeyten Mutter, sondern er lauft zum
„ Franziskaner oder Kapuziner, und
„ erkauft sich einen von ihren wunderthä=
„ tigen Seegen, damit ist allem abgehol=
„ fen. Der Kopf der guten Landleute,
„ wird mit Gespenstern und Hexereyen
„ angefüllt, anstatt daß man ihnen gründ=
„ lichen Unterricht in Glaubenssachen er=
„ theilen solte. — *)

Beschuldigungen genug! wenn sie nur alle wahr wären! An und vor sich, mag alles das vielleicht geschehen, was uns die= ser

*) Grab der Bettelmönche. S. 130. folg.

ser Verfasser da vorprediget, aber es geschieht mit der unschuldigsten Absicht, und auf die unschuldigste Art. Es kommt nur darauf an, aus welchem Gesichtspunkte man eine Sache betrachtet.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß man sich, wenn man jemanden gute Lehren beybringen will, nach eines jeden Fähigkeiten richten mus. Einem Kinde kan man die Anfangsgründe der Wissenschaften, nicht auf eben die Art beybringen, wie einem schon erwachsnen Jüngling. Jede Gattung von Leuten erfordert eine andre Art des Unterrichts. Man würde übel zurecht kommen, wenn man den einfältigen Landleuten oder dem gemeinen Haufen überhaupt, die Glaubenslehren nach einem theologischen System in mathematischer Lehrart beybringen wolte. Man lehret daher die Kinder des gemeinen Manns in Schulen nur die nöthige und Grundlehren der Religion, weil weder ihre Erziehung, noch ihre künftige Lebensart dazu geschikt sind,

ih=

ihnen mehreres beybringen zu können, was thun also die Mendikanten unrechtes, wenn sie hernach bey ihren Besuchen den gemeinen Mann, in den einmal erlernten Grundlehren durch erbauliche und unschuldige Erzählungen zu bestärken, wenn sie der Jugend durch eben dieselbe einen Vorschmak von wichtigern Lehren beyzubringen suchen? Schon die älteste Weise Griechenlands lehrten ihre Religion und Sittenlehre durch Fragen und Erzählungen. Unsre deutsche Vorfahren haben solche Lehrart Jahrhunderte lang beybehalten, und sie ist auch in der That die leichteste und nüzliche unstudirten und der Jugend, dasjenige spielend beyzubringen, was sie zu wissen nöthig, oder in demjenigen zu bestärken, was sie bereits erlernet haben. Unsre heutige hochgelehrte Doktoren, haben freylich diese Lehrart verlassen, und vielleicht aus der Ursache, weil nicht ein jeder, er sey so gelehrt als er wolle, auch dazu geschikt ist, sich derselben zu bedienen.

Hie-

Hierwider wäre also nun wohl nichts einzuwenden; denn das heisst gewis nicht, die Gedanken des gemeinen Manns, vom Wesentlichen auf kindische Spielwerke lenken. Und noch dazu mus erst erwiesen werden, daß man ihn mit kindischen Spielwerken unterhält. Wir wollen sehen, wie unser Gegner solches beweisen will.

Er beschuldiget die Bettelmönche daß sie Erzählungen von Heiligen in Menge haben, deren Nahmen in keinem Martyrologium oder in den Actis Sanctorum stehen. Ich weis nicht, was er für Martyrologia mag gelesen haben — Vielleicht gar keine, so wenig als die Acta Sanctorum; aber noch viel weniger kan ich mich erinnern, daß die Mendikanten, oder, weil es doch hauptsächlich über die Franziskaner und Kapuziner hergeht, meinethalben diese, irgend jemals etwas von einem Heiligen erzählt haben, der nicht von der christkatholischen Kirche für einen solchen erkennt und angenommen ist. Hier-

inn also wolte ich mir freundlichst näheren Beweis ausbitten.

Die Bettelmönche erzählen, heißt es ferner, was sie für besondre Mittel in allerley Anliegen haben, und zum Beweise werden ein gewisses Gebeth zur heiligen Margaretha, eine Litaney wodurch man in allen Nöthen gewisser Hülfe versichert wird, und der Strik des H. Franziskus angeführt, und was desgleichen noch mehr ist.

Es bethet immer einer dem andern nach. Was schon vor zweyhundert Jahren von den Gegnern der Mendikanten gesagt, und von diesen beantwortet ist, wird jezt wieder aufgewärmt.

Die Glaubigen in ihren Anliegen, auf die Fürbitten der Heiligen anzuweisen, ist ein uralter, von der christkatholischen Kirche, jederzeit gebilligter Gebrauch. Es dient, wenn es auch sonst keinen Nuzen hät-

hätte — weit entfernt sey es, daß ich solches sagen solte — doch wenigstens dazu, daß der, welcher sich in Angst und Bedrängnis befindet, doch wenigstens getröstet wird, und eine Anweisung bekommt, wo er sich mit seinem Gebethe hinwenden kan. Daß die Franziskaner und Kapuziner, sich mit besondern, ihnen allein eignen, vor andern kräftigen Gebethen, tragen solten, ist aller Erfahrung zuwider. Allein was wäre denn für Uebels dabey, wenn ich einen unwissenden gemeinen Mann ermunterte, seine Zuflucht vorzüglich zu diesem oder jenem Heiligen zu nehmen? Die Andacht auf einen einigen Gegenstand gerichtet, kan immer feuriger seyn, als wenn sie durch allzu viele Gegenstände zerstreut wird.

Ich weis wohl, was man damit sagen will, wenn man die Mendikanten beschuldiget, daß sie vorgeben, die alleinige Besizer, dieser oder jener Hülfsmittel, in besondern Anliegen zu seyn, welches sie

inn also wolte ich mir freundlichst näheren Beweis ausbitten.

Die Bettelmönche erzählen, heißt es ferner, was sie für besondre Mittel in allerley Anliegen haben, und zum Beweise werden ein gewisses Gebeth zur heiligen Margaretha, eine Litaney wodurch man in allen Nöthen gewisser Hülfe versichert wird, und der Strik des H. Franziskus angeführt, und was desgleichen noch mehr ist.

Es bethet immer einer dem andern nach. Was schon vor zweyhundert Jahren von den Gegnern der Mendikanten gesagt, und von diesen beantwortet ist, wird jezt wieder aufgewärmt.

Die Glaubigen in ihren Anliegen, auf die Fürbitten der Heiligen anzuweisen, ist ein uralter, von der christkatholischen Kirche, jederzeit gebilligter Gebrauch. Es dient, wenn es auch sonst keinen Nuzen

hät-

hätte — weit entfernt sey es, daß ich solches sagen solte — doch wenigstens dazu, daß der, welcher sich in Angst und Bedrängnis befindet, doch wenigstens getröstet wird, und eine Anweisung bekommt, wo er sich mit seinem Gebethe hinwenden kan. Daß die Franziskaner und Kapuziner, sich mit besondern, ihnen allein eignen, vor andern kräftigen Gebethen, tragen solten, ist aller Erfahrung zuwider. Allein was wäre denn für Uebels dabey, wenn ich einen unwissenden gemeinen Mann ermunterte, seine Zuflucht vorzüglich zu diesem oder jenem Heiligen zu nehmen? Die Andacht auf einen einigen Gegenstand gerichtet, kan immer feuriger seyn, als wenn sie durch allzu viele Gegenstände zerstreut wird.

Ich weis wohl, was man damit sagen will, wenn man die Mendikanten beschuldiget, daß sie vorgeben, die alleinige Besizer, dieser oder jener Hülfsmittel, in besondern Anliegen zu seyn, welches sie

nie gethan haben. Es ist dieses ein verdekter Vorwurf, daß sie einen Vorzug vor andern verlangten, und also durch ihren Hochmuth und geistlichen Stolz, von ihrer Ordensregel abwichen. So ungegründet aber dieser Vorwurf ist, und so wenig, als man ihn, aus dem gesagten folgern kan, so wenig verlohnt es sich auch der Mühe, sich dabey aufzuhalten. Genug, daß kein besſres Mittel ist, die von dem gemeinen Manne, in seiner Jugend eingesogne Begriffe, aufzuheitern, auszubreiten, und in ihm zu bevestigen, als die Art ihn durch erbauliche Erzählungen zu unterrichten, durch dieselbe Gelegenheit zu fragen, zu geben, und durch deren Beantwortung, Gelegenheit zu finden, ihn immer vester und vester, in der Religion zugründen. Denn harte Speise taugt nicht vor ihn.

Man schreyt nach einer alten Sage, und nicht nach erst heut zu Tage aufgekommnen Begriffen, die Franziskaner und Kapuziner für besondre Teufels-

ban-

banner, Geisterbeschwörer, Schazgräber, und dergl. aus. Wo ist der Beweis davon? Wenn sie bey teuflischen Anfechtungen, wenn sie bey Geister Erscheinungen — und deren Möglichkeit wird kein katholischer Christ läugnen — wenn sie bey solchen Gelegenheiten, dasjenige thun, was ein jeder christkatholischer Priester thun kan, und zu thun befugt ist, wer kan sie darum tadeln? wenn aber der gemeine Mann in solchen Fällen, ein grösseres Zutrauen zu ihnen hat, als zu andern Ordensgeistlichen, ist das ihre Schuld? Wenn man diesen, und allen dergleichen Beschuldigungen, bis auf den Grund und ersten Ursprung nachspüren wolte, so würde sich's am Ende allezeit finden, daß ihre Quelle, Neid, Eifersucht oder Vorzugsbegierde ist. Warum bilden sich andre nicht nach dem Muster der Mendikanten? Warum suchen sie nicht auch durch einen herablassenden, gemeinsamen Umgang, sich gleiches Vertrauen bey dem gemeinen Manne zu erwerben?

Es ist ein schon längst veraltertes Geschwäz von den Beschwörungen der Franziskaner und Kapuziner. Wahres und Falsches wird in den Vorwürfen die man ihnen deswegen macht, oder machen will, untereinander gemischt, und man weis nicht, wie man es angreifen soll, die Sache nur nach dem gesunden Menschenverstande aus einander zu sezen. Unsre Glaubensgegner geben sehr viele Gelegenheit dazu, welche in allerley Anliegen, wenn sie vermeinen, von bösen Geistern geplagt zu werden, wenn sie etwas verloren haben, oder wenn ihnen eine Sache von Werth gestolen worden ist, häufig den Mendikanten Klöstern zulaufen, daselbst Hülfe suchen, und hernach allerley ungereimte Erzählungen verbreiten.

Daß die Mendikanten sich in vorkommenden Fällen, der von der Kirche vorgeschriebnen Mittel, nach Erfordernis der Umstände bedienen, daß sie armen Angefochtenen beystehen, daß sie ihre Prie-

ster-

sterliche Gewalt, nach der Vorschrift der Kirche, bey teuflischen Besizungen, Zaubereyen, Geistererscheinungen, gebrauchen; daß sie sich dabey der vorgeschriebnen Exorcismen, Gebette, und des unschädlichen Gebrauchs heiliger Reliquien bedienen; wer will ihnen daraus einen Vorwurf machen? können Sie das nicht thun, was alle Priester der Katholischen Kirche zu thun Macht haben? Das übrige elende und unverständige Geschwäz von Amuleten, Seegensprechereyen, Räuchwerk und dergleichen verdient keine Antwort. Der gemeine Mann ist so beschaffen, daß man oft gezwungen ist seine Andacht, und seinen Glauben, durch solche unschädliche und unschuldige Mittel anzufeuren. Die Folge aber, welche man wider die Mendikanten daraus ziehen will, daß der gemeine Mann, durch solche Dinge abgehalten werde, seine Aufmerksamkeit auf die Grundlehren der Religion zu wenden, und sein Gehirn dadurch mit thörichten Einbildungen erfülle, ist gänzlich falsch. Man ver-

vergrössert die Sache aus Bosheit, um den Mendikanten wehe zu thun, und ihre unschuldige Erzählungen, oder ihre Anweisungen, bey gewissen Gelegenheiten diesen oder jenen Heiligen anzurufen, oder diß oder jenes besondre Gebet zu verrichten, sind weder den Vorschriften der Kirche zuwider, noch fähig, dem gemeinen Mann durch irrige Lehren, den Kopf zu verwirren. Wenn man den Mendikanten auf gründliche Art, und theologisch betrachtet, beweisen will, daß sie der Reinigkeit der christkatholischen Lehre schaden, so mus man bessre Beweise führen können.

Vielleicht gelingt es den Gegnern besser, wenn sie die Beweise herfürbringen, daß die Mendikanten, nach politischen Gründen betrachtet, eine unnüze und schädliche Last des Staates seyen. Wir wollen sehen, ob sie Stich halten, es ist aber Augiæ Stabulum, wo man nicht weis, in welchem Eke man anfangen soll, aufzuraumen.

Der

Der erste Grund, welchen der Verfasser des Grabs der Bettelmönche, und so viele andre anführen, daß solche dem Staate schädlich seyen, besteht darinn:
„ Daß sie, so lange sie blos von ihrem
„ ausländischen General abhangen, ihre
„ Klostergüter von allen Steuren und Ab-
„ gaben befreyt seyen, und sie keine Be-
„ fehle von ihrem Landesherrn annehmen
„ wolten, ohne erst von ihrem Ordens-
„ generale die Erlaubnis dazu erhalten zu
„ haben, sie Statum in Statu formir-
„ ten, welches von keiner gesunden Staats-
„ verfassung geduldet werden könne. Al-
„ les was vorgehe, sey verrathen, weil
„ sie verpflichtet seyen, ihrem Generale
„ von allem Nachricht zu geben, und der
„ Staat müsse nicht allein die Summen
„ entbehren, welche er von ihren Gütern,
„ gleich andern Unterthanen ziehen könte,
„ sondern es würden auch sehr grosse Sum-
„ men von ihnen ausser Lands geschikt,
„ und so viel verliere der Staat jähr-
„ lich. *)

*) Grab der Bettelmönche. S. 134.

vergrösſert die Sache aus Bosheit, um den Mendikanten wehe zu thun, und ihre unschuldige Erzählungen, oder ihre Anweisungen, bey gewissen Gelegenheiten diesen oder jenen Heiligen anzurufen, oder diß oder jenes besondre Gebet zu verrichten, sind weder den Vorschriften der Kirche zuwider, noch fähig, dem gemeinen Mann durch irrige Lehren, den Kopf zu verwirren. Wenn man den Mendikanten auf gründliche Art, und theologisch betrachtet, beweisen will, daß sie der Reinigkeit der christkatholischen Lehre schaden, so mus man bessre Beweise führen können.

Vielleicht gelingt es den Gegnern besser, wenn sie die Beweise herfürbringen, daß die Mendikanten, nach politischen Gründen betrachtet, eine unnüze und schädliche Last des Staates seyen. Wir wollen sehen, ob sie Stich halten, es ist aber Augiæ Stabulum, wo man nicht weis, in welchem Eke man anfangen soll, aufzuraumen.

Der

Der erste Grund, welchen der Verfasser des Grabs der Bettelmönche, und so viele andre anführen, daß solche dem Staate schädlich seyen, besteht darinn: „Daß sie, so lange sie blos von ihrem „ausländischen General abhangen, ihre „Klostergüter von allen Steuren und Ab„gaben befreyt seyen, und sie keine Be„fehle von ihrem Landesherrn annehmen „wolten, ohne erst von ihrem Ordens„generale die Erlaubnis dazu erhalten zu „haben, sie Statum in Statu formir„ten, welches von keiner gesunden Staats„verfassung gedultet werden könne. Al„les was vorgehe, sey verrathen, weil „sie verpflichtet seyen, ihrem Generale „von allem Nachricht zu geben, und der „Staat müsse nicht allein die Summen „entbehren, welche er von ihren Gütern, „gleich andern Unterthanen ziehen könte, „sondern es würden auch sehr grosse Sum„men von ihnen ausser Lands geschikt, „und so viel verliere der Staat jähr„lich. *)

*) Grab der Bettelmönche. S. 134.

Lauter falsche Folgen aus einem eben so falsch angenommenen Grundsaze. Diejenige, welche so was vorgeben, und in den Tag hinein dawider schreyen, können die Gränzen der geistlichen Hierarchie und der weltlichen Gewalt nicht. Daß die Mendikanten, in gewissen, nicht in allen, Dingen, angewiesen worden sind, sich nicht der Gerichtsbarkeit ihrer Bischöfe, sondern dem Ausspruche ihres Ordensgenerals zu unterwerfen, gehört zu denen, von so vielen Päbsten und Kirchenversammlungen, ertheilten und bestättigten Freyheiten ihrer Orden, und wird also von keinem mit Recht angegriffen werden können; Nicht alle ihre Klostergüter sind von Steuren und Abgaben befreyt; diejenigen welche solches sind, haben es den freywilligen Geschenken und gottseeligen Gesinnungen grosser Herren zu danken, welche am besten davon urtheilen konten, was ihren Staaten, nüzlich oder schädlich war, und wem ist unbekannt, was die Klöster in allgemeinen Nothfällen, für freywillige Abgaben

gaben, zum Besten des Staats entrichtet haben? Sie werden ferner beschuldiget, daß sie keine Befehle ihres Souverains, oder ihrer Bischöffe, erkennen wollen, ohne zuvor Erlaubnis von ihrem Ordensgenerale erhalten zu haben. Hier mus man einen Unterschied machen. Die Befehle des Souverains in weltlichen Dingen, werden allezeit respektirt. Die Befehle der Bischöffe, in geistlichen Sachen, können sie vermög ihres Gelübdes des Gehorsams, nie annehmen, ohne Befehl ihres Generals. Wird sich aber solcher jemals weigern, ihnen die Erlaubnis dazu zu ertheilen, wenn sie nicht der Ordensverfassung, und denen sowohl hergebrachten und so vielfältig bestättigten Freyheiten des Ordens, zu wider sind? Das heisst mit Schatten fechten.

Die Verschikung des Gelds ausser Lands, ist vollends ein elender Einwurf. Es wird zur Ehre Gottes, zu gottesdienstlichen Werken, zu Unterhaltung der Missionen, in andern Welttheilen, verwen-

Lauter falsche Folgen aus einem eben so falsch angenommenen Grundsaze. Diejenige, welche so was vorgeben, und in den Tag hinein dawider schreyen, können die Gränzen der geistlichen Hierarchie und der weltlichen Gewalt nicht. Daß die Mendikanten, in gewissen, nicht in allen, Dingen, angewiesen worden sind, sich nicht der Gerichtsbarkeit ihrer Bischöffe, sondern dem Ausspruche ihres Ordensgenerals zu unterwerfen, gehört zu denen, von so vielen Päbsten und Kirchenversammlungen, ertheilten und bestättigten Freyheiten ihrer Orden, und wird also von keinem mit Recht angegriffen werden können; Nicht alle ihre Klostergüter sind von Steuren und Abgaben befreyt; diejenigen welche solches sind, haben es den freywilligen Geschenken und gottseeligen Gesinnungen grosser Herren zu danken, welche am besten davon urtheilen konten, was ihren Staaten, nüzlich oder schädlich war, und wem ist unbekannt, was die Klöster in allgemeinen Nothfällen, für freywillige Abgaben

gaben, zum Besten des Staats entrichtet haben? Sie werden ferner beschuldiget, daß sie keine Befehle ihres Souverains, oder ihrer Bischöffe, erkennen wollen, ohne zuvor Erlaubnis von ihrem Ordensgenerale erhalten zu haben. Hier mus man einen Unterschied machen. Die Befehle des Souverains in weltlichen Dingen, werden allezeit respektirt. Die Befehle der Bischöffe, in geistlichen Sachen, können sie vermög ihres Gelübdes des Gehorsams, nie annehmen, ohne Befehl ihres Generals. Wird sich aber solcher jemals weigern, ihnen die Erlaubnis dazu zu ertheilen, wenn sie nicht der Ordensverfassung, und denen sowohl hergebrachten und so vielfältig bestättigten Freyheiten des Ordens, zu wider sind? Das heisst mit Schatten fechten.

Die Verschikung des Gelds ausser Lands, ist vollends ein elender Einwurf. Es wird zur Ehre Gottes, zu gottesdienstlichen Werken, zu Unterhaltung der Missionen, in andern Welttheilen, verwen-

det. Wie viele Summen werden nicht an manchen Orten, auf Unterhaltung unnüzer ausländischer Künstler, oder wie man sie heissen will, verwendet, welche das erworbne Geld, hübsch mit sich in ihr Vaterland nehmen, und über das wolte man sich aufhalten, was zur Versorgung der Armen, zur Ausbreitung der christlichen Lehre verwendet wird? weg damit.

Jezt kommt ein Vorwurf, der vielleicht die Hauptursache ist, warum die Mönchs Orden so vielerley Dinge beschuldiget werden. Manche von den heiligen Orden scheut man, wegen ihres Ansehens, die arme Mendikanten müssen alles entgelten. Sie sollen sich der Pfarreyen bemächtigen, und solche an sich ziehen, wo sie können. Abermal ein Vorwurf, der nicht den geringsten Beweis vor sich hat, aber doch, der Vorwurf, der ihnen gleich nach ihrer Entstehung gemacht wurde, und zu so vielen Streitigkeiten Anlas gab, von denen schon weiter oben erwähnt

wor=

worden ist. Unerweislich ist der Saz an sich, und die Furcht etwas von ihren Einkünften zu verlieren, hat der weltlichen Klerisey zuerst diese Beschuldigung in die Gedanken gebracht. Diese solte froh seyn, an den Mendikanten Brüdern, so unentgeltliche Mithelfer zu haben. Haben solche aber die Verwaltung einiger Pfarreyen wirklich nach und nach an sich gebracht, so sind ihnen solche durch die Mildthätigkeit der Souveraine geschenkt worden, und wer will etwas dagegen einwenden? Lieber Gott! wie solten die arme Mendikanten im Stande seyn, Pfarreyen an sich zu reissen?

Aber man zieht noch eine boshafte Folge, und die nur einem offenbahren Feinde der heiligen Orden einfallen kan, aus der Verwaltung der Pfarreyen durch Mönche. Diese, insbesondre die Mendikanten, sollen die Bauren hauptsächlich lehren, ihr vorräthiges Geld, zu milden Stiftungen, wie leicht zu erachten, für die armen

det. Wie viele Summen werden nicht an manchen Orten, auf Unterhaltung unnüzer ausländischer Künstler, oder wie man sie heissen will, verwendet, welche das erworbne Geld, hübsch mit sich in ihr Vaterland nehmen, und über das wolte man sich aufhalten, was zur Versorgung der Armen, zur Ausbreitung der christlichen Lehre verwendet wird? weg damit.

Jezt kommt ein Vorwurf, der vielleicht die Hauptursache ist, warum die Mönchs Orden so vielerley Dinge beschuldiget werden. Manche von den heiligen Orden scheut man, wegen ihres Ansehens, die arme Mendikanten müssen alles entgelten. Sie sollen sich der Pfarreyen bemächtigen, und solche an sich ziehen, wo sie können. Abermal ein Vorwurf, der nicht den geringsten Beweis vor sich hat, aber doch, der Vorwurf, der ihnen gleich nach ihrer Entstehung gemacht wurde, und zu so vielen Streitigkeiten Anlas gab, von denen schon weiter oben erwähnt

wor=

worden ist. Unerweislich ist der Saz an sich, und die Furcht etwas von ihren Einkünften zu verlieren, hat der weltlichen Klerisey zuerst diese Beschuldigung in die Gedanken gebracht. Diese solte froh seyn, an den Mendikanten Brüdern, so unentgeltliche Mithelfer zu haben. Haben solche aber die Verwaltung einiger Pfarreyen wirklich nach und nach an sich gebracht, so sind ihnen solche durch die Mildthätigkeit der Souveraine geschenkt worden, und wer will etwas dagegen einwenden? Lieber Gott! wie solten die arme Mendikanten im Stande seyn, Pfarreyen an sich zu reissen?

Aber man zieht noch eine boshafte Folge, und die nur einem offenbahren Feinde der heiligen Orden einfallen kan, aus der Verwaltung der Pfarreyen durch Mönche. Diese, insbesondre die Mendikanten, sollen die Bauren hauptsächlich lehren, ihr vorräthiges Geld, zu milden Stiftungen, wie leicht zu erachten, für die ar-

men Mendikanten, abzutragen, und die herrschaftlichen Steuren so lang warten zu lassen. Nun! wenn mir einmal jemand einen Beweisgrund bringen kan, daß die Mendikanten dieses lehren, so will ich der Erste seyn, der sie verdammt. So ziemlich wahrscheinlich ist es, daß dem Verfasser des Grabs, seine Beschuldigungen und Vorwürfe, von einem Petriner angegeben worden seyn müssen, der um seines eignen Interesse willen, den Mendikanten abgeneigt war.

Die N. 137. des Grabs ꝛc. angeführte Stelle, aus dem Testamente des H. Franziskus, beweisst nicht das geringste. Die heutige Franziskaner und Kapuziner weichen nicht im geringsten von diesen Gesinnungen ab, aber was die christliche Liebe und Verträglichkeit anbelangt, da könte man wohl bey dem Gegentheile ausrufen, Heu quantum &c. — Ich will mich nicht länger dabey aufhalten. Leser, welche wissen wollen, was es mit dem Strei-

Streite über die Pfarreyen, eigentlich für eine Beschaffenheit habe, können die unten augezogne Schrift lesen. *)

Aber jezt kommen zween wichtige Punkte; Schade daß sie es nicht wirklich sind. Der erste betrist die Ernährung so vieler Tausenden von Müssiggängern, wie die Herren Gegner der Mendikanten solche zu nennen belieben; der andre die durch den Conlibat verhinderte Vermehrung des Volks. Beede wären von grosser Wichtigkeit, wenn sie aus demjenigen Gesichtspunkte betrachtet werden müssten aus dem sie die Gegner betrachtet haben wollen. Da sich aber diß nicht so verhält, so hoffe ich auch mit geringer Mühe darauf antworten zu können.

Wer

*) Bedenken und Untersuchung, ob man den Ordensgeistlichen, die Pfarreyen und Seelsorge abnehmen solle oder nicht. Dem Projekte eines Weltgeistlichen der Regenspurger Diöces entgegen gesezt. München 1769.

Wer kan, überhaupt davon zu reden, solche Leute Müssiggänger nennen, welche nach der Vorschrift ihrer heiligen Stifter, nach der Vorschrift welche so oft von der Kirche gebilliget und bestättiget worden ist, ihre Zeit in den vorgeschriebnen Stunden zur Andacht, mit dem Gottesdienste zubringen, welche ihre ledigen Stunden zu allerley andern Gottesdienstlichen Werken, oder zu der sauren Arbeit anwenden, ihren nothdürftigen Unterhalt, von den Glaubigen einzusammeln? Gewis kan kein vernünftiger Mensch sie eines Müssiggangs beschuldigen. Was heisst es also, wenn man die Mendikanten bezüchtiget, sie mästeten sich mit dem Schweisse und Blute andrer? Nichts, weniger als Nichts. Wir wollen sehen, wie die Gegner solches beweisen wollen.

"Der Arme Landmann,, sagen sie, „ welcher kaum im Stande ist, die seiner Landesherrschaft schuldigen Abgaben zu bezahlen; hat vielleicht einmal

„ se

„ so viel Vorroth zusammen gebracht,
„ daß er sich und seiner Familie einige
„ Sorgenfreye Tage machen könte; al-
„ lein nun erhält er Besuche von den ter-
„ minirenden Bettelmönchen, und diese
„ füllen ihren Sak mit dem Wenigen,
„ was er über seinen nothdürftigen, arm-
„ seeligen Unterhalt, noch übrig hatte.„ *)

Dieser Angrif wäre bald beantwortet: Man darf nur sagen, die arme Leute sind ja aus keinem Grunde, dazu gehalten, den terminirenden Mönchen etwas zu geben, was sie also thun, das thun sie aus freyem Willen, und können sich auf keinerley Art, deswegen beschweren. Die terminirende sind ja nicht befugt, etwas zu fordern, sondern ihre Regel bringt es mit sich, zu bitten und Allmosen zu sammeln.

Diese kurze Abfertigung, haben die Gegner voraus gesehen, und sich daher be-

mü-

*) Grab der Bettelmönche, S. 138.

mühet, allerley Bewegursachen ausfindig zu machen, warum die Gebende eben nicht allemal eine freye Wahl haben, zu geben oder nicht. Sie bestehen, überhaupt genommen, hauptsächlich in folgendem: Wer seinen guten Nahmen nicht verlieren will, mus den Mendikanten geben; Einfältige Leute glauben, sich dadurch jedesmal eine Stufe in den Himmel bauen zu können; Sie thun sich selbst weh, und geben, durch das Geschwäz der Mönche verführt, theils, weil sie Gott selbst zu geben glauben, theils, weil sie sich für der Hölle fürchten; Endlich auch noch aus andern Absichten; z. B. sich nicht verlästern, oder für arm ansehen zu lassen, oder auch, weil sie hofften, der Mönch werde sie bey andern rühmen, und ihnen dadurch ein grösseres Ansehen verschaffen.

Was man doch nicht alles sagen kan, wenn man sich einmal vorgesezt hat, etwas sagen zu wollen! Wenn man auf alle Lästerungen, welche die Menschen un-

unter sich, auf ihre Nebenmenschen aus-speyen, achten wolte, wo würde man hinkommen? Der Lauf der Welt ist so. Wenn aber manche aus dem Beweggrunde, den armen Mendikanten ein Allmosen geben, um keine üble Nachrede erdulten zu müssen, so ist zwar der Beweggrund nicht zu billigen, aber kan man den Mendikanten einen Vorwurf daraus machen? Wenn die Leute glauben, ein verdienstliches Werk dadurch zu verrichten, handeln sie darinn unrecht? Das übrige ist unter aller Beantwortung. Wir wollen weiter gehen.

So viele müssige Hände, heisst es, verhindern den Anbau des Landes, und folglich den Flor desselben, der aus der Cultur seiner Produkten herfliessen könte. Diß ist im allgemeinen wahr, aber man mus wohl dabey unterscheiden, ehe man so ins Wilde hin einen Ausspruch thun will.

„Je mehr Feld bearbeitet wird„ sagt der Verfasser des Grabs ꝛc. „je mehr „blühet der Nahrungsstand, und die Ar= „muth verschwindet. Je mehr die Pro= „dukte eines Landes vermehret werden, „je ausgebreiteter wird die Handlung, „und dadurch der Umlauf des Gelds be= „fördert.„

Diß ist das allgemeine Geschrey unsres ökonomischen Jahrhunderts, und von allen Spekulationen hat man noch nicht das geringste nüzliche Resultat gesehen. Daß in manchen Ländern, so wie in Frankreich, nach der Angabe des angeführten Marquis von Turbilly, noch sehr viel Land nicht angebaut ist, leidet wohl keinen Widerspruch, aber ob dieses Land, wenn es angebaut würde, seine Bebauer ernähren könte, das ist eine andre Frage. Man wehklagt über den Mangel an Leuten, die das Land bauen, und diejenige, die sich wirklich damit abgeben, haben grossentheils fast nichts zu leben. Allein die=

diese so überhaupt hingeworfne Säze, haben so vieler Erklärungen und Erörterungen nöthig, es werden so viele Einsichten und Kenntnisse dazu erfordert, zu entscheiden, in wie fern eine mehrere Cultur einem Lande, insbesondre betrachtet, Nuzen bringen kan, daß es gar nicht darauf ankommt, nur so blos hin zu sagen: ein paar tausend Hände mehr können viel zum Anbau des Landes beytragen. An sich ist dieses wohl wahr, aber die Frage ist, ob der Ertrag von ihrer Arbeit zureichen wird, sie zu ernähren, oder dem Staate wirklichen Nuzen zu schaffen?

Man schreyt immer die Mendikanten Orden für Müssiggänger aus. Warum? weil sie weder das Feld bauen, noch andre Handarbeit verrichten. Die neueste Schriftsteller sezen ihnen hauptsächlich die Ordensregel des H. Benediktus entgegen, sie berufen sich auf die Bemühungen der Mitglieder dieses Ordens, welche sie auf den Landbau und die Urbarmachung unge-

" Je mehr Feld bearbeitet wird „ sagt der Verfasser des Grabs ꝛc. " je mehr „ blühet der Nahrungsstand, und die Ar„ muth verschwindet. Je mehr die Pro„ dukte eines Landes vermehret werden, „ je ausgebreiteter wird die Handlung, „ und dadurch der Umlauf des Gelds be„ fördert. „

Diß ist das allgemeine Geschrey unsres ökonomischen Jahrhunderts, und von allen Spekulationen hat man noch nicht das geringste nüzliche Resultat gesehen. Daß in manchen Ländern, so wie in Frankreich, nach der Angabe des angeführten Marquis von Turbilly, noch sehr viel Land nicht angebaut ist, leidet wohl keinen Widerspruch, aber ob dieses Land, wenn es angebaut würde, seine Bebauer ernähren könte, das ist eine andre Frage. Man wehklagt über den Mangel an Leuten, die das Land bauen, und diejenige, die sich wirklich damit abgeben, haben grossentheils fast nichts zu leben. Allein die-

diese so überhaupt hingeworfne Säze, haben so vieler Erklärungen und Erörterungen nöthig, es werden so viele Einsichten und Kenntnisse dazu erfordert, zu entscheiden, in wie fern eine mehrere Cultur einem Lande, insbesondre betrachtet, Nuzen bringen kan, daß es gar nicht darauf ankommt, nur so blos hin zu sagen: ein paar tausend Hände mehr können viel zum Anbau des Landes beytragen. An sich ist dieses wohl wahr, aber die Frage ist, ob der Ertrag von ihrer Arbeit zureichen wird, sie zu ernähren, oder dem Staate wirklichen Nuzen zu schaffen?

Man schreyt immer die Mendikanten Orden für Müssiggänger aus. Warum? weil sie weder das Feld bauen, noch andre Handarbeit verrichten. Die neueste Schriftsteller sezen ihnen hauptsächlich die Ordensregel des H. Benediktus entgegen, sie berufen sich auf die Bemühungen der Mitglieder dieses Ordens, welche sie auf den Landbau und die Urbarmachung ungebau-

bauter Felder gewendet haben. Niemand verkennt die Verdienste dieses Ordens, aber es ist zweyerley, nach der Regel des H. Benedikts leben, oder nach der des H. Franziskus, zu leben, und wo widmen sich denn die Benediktiner heut zu Tage dem Anbau des Landes, oder mit was für Händearbeit beschäftigen sie sich? Ich begehre die Nachfolger des H. Franziskus, nicht aus diesem Grunde zu vertheidigen, denn ihre Ordensregel befiehlt ihnen dasjenige nicht, was den Benediktinern die ihrige befiehlt, sondern will nur zeigen, daß sich die Gegner in ihrem Eifer selbst widersprechen.

Der Streit über die Arbeit der Nachfolger des H. Franziskus, ist überhaupt nur ein Wortstreit. Man unterscheide nur geistliche und weltliche Arbeit. Jene wird man den Mendikanten nicht absprechen können, in diese sich einzulassen, sind sie nicht verpflichtet. Man führt ein paar Stellen aus dem Testamente des H. Fran-

ziskus an, welche solches beweisen sollen, aber nichts weniger als das. Vorerst sind seine Worte kein Befehl, sondern eine väterliche Ermahnung, was sie im Nothfalle thun sollen; Vors Zweyte, so läßt sich zu unsren Zeiten dasjenige nicht mehr thun, was sich vor 600 Jahren thun ließ. Ich bitte alle Unpartheyische, die Veränderung der Zeiten und sowohl der kirchlichen als bürgerlichen Verfassung, wohl in Acht zu nehmen, wenn von dergleichen Dingen die Rede ist.

Um nun auf das vorige wieder zu kommen, so ist freylich gar nicht zu läugnen, daß ein paartausend in Klöstern verschlossne Hände, mehr Feld urbar machen könten, als jezt angebaut ist. Aber würden sie dieses zu thun Gelegenheit finden? Würde es zum Nuzen des Staats gereichen? Würden sie es thun können, ohne sich wieder eigne Haushaltungen zuzulegen? Würde dadurch nicht die Menge des Volks vermehrt werden, ohne daß die gegenwärtige

einmal zureichend zu leben haben? So unwidersprechlich alles dieses ist, so unwidersprechlich ist es auch, daß eine besondre Absicht der allweisen göttlichen Vorsehung, darunter vorwalte, daß noch eine Menge von Menschen, einen besondern Trieb empfinden, sich dem beschwerlichen und verachteten Mendikantenleben zu widmen. Ein jeder bleibe in seinem Berufe.

Als die Benediktiner sich zuerst in Deutschland einfanden, Klöster errichteten, und Felder urbar machten wo bis dahin ungeheure Waldungen gestanden hatten, so waren sie fast gezwungen solches zu thun. Deutschland war noch eine Wüste und sie mussten für Brod sorgen. Jezt haben sich die Zeiten verändert, es ist nicht mehr nöthig, daß sie sich mit Bauung der Felder beschäftigen; Ihre, den Klöstern gehörige Ländereyen sind in gutem Zustande, und ihre Unterthanen können solche besorgen. Wer wolte sie bey dieser veränderten Beschaffenheit der Zeiten und Umstän-

stånde, beschuldigen, daß sie von der Regel ihres Stifters abgewichen seyen, weil sie nicht mehr mit ihren Hånden das Feld bauen? Wer will es aber auch umgekehrt, den Mendikanten zum Vorwurfe machen, daß sie es nicht thun, und sie deswegen Můssiggånger schelten? Da sie keinen Befehl dazu von ihrem heiligen Vatter erhalten haben. Und wenn nun einige tausend solcher můssigen Hånde, in der Welt blieben, wo sollen sie Arbeit zu ihrem Unterhalte finden, fůr einen Mann, der tåglich saure Arbeit verrichten mus, ist es schwer, sich mit der schlechtesten Kost, ôfters nur mit Brod und Wasser zu behelfen, und er wird seine Arbeit dabey nicht weit bringen. Der Mendikante, welcher sich gånzlich Gott aufgeopfert hat, ist damit zufrieden, was ihm Gott tåglich bescheeret und nimmt auch gern mit einem Stůke Brods vorlieb. Der Christ welcher ihm solches mittheilet, wird dadurch nicht verarmen.

einmal zureichend zu leben haben? So unwidersprechlich alles dieses ist, so unwidersprechlich ist es auch, daß eine besondre Absicht der allweisen göttlichen Vorsehung, darunter vorwalte, daß noch eine Menge von Menschen, einen besondern Trieb empfinden, sich dem beschwerlichen und verachteten Mendikantenleben zu widmen. Ein jeder bleibe in seinem Berufe.

Als die Benediktiner sich zuerst in Deutschland einfanden, Klöster errichteten, und Felder urbar machten wo bis dahin ungeheure Waldungen gestanden hatten, so waren sie fast gezwungen solches zu thun. Deutschland war noch eine Wüste und sie mussten für Brod sorgen. Jezt haben sich die Zeiten verändert, es ist nicht mehr nöthig, daß sie sich mit Bauung der Felder beschäftigen; Ihre, den Klöstern gehörige Ländereyen sind in gutem Zustande, und ihre Unterthanen können solche besorgen. Wer wolte sie bey dieser veränderten Beschaffenheit der Zeiten und Umstän-

stände, beschuldigen, daß sie von der Regel ihres Stifters abgewichen seyen, weil sie nicht mehr mit ihren Händen das Feld bauen? Wer will es aber auch umgekehrt, den Mendikanten zum Vorwurfe machen, daß sie es nicht thun, und sie deswegen Müssiggänger schelten? Da sie keinen Befehl dazu von ihrem heiligen Vatter erhalten haben. Und wenn nun einige tausend solcher müssigen Hände, in der Welt blieben, wo sollen sie Arbeit zu ihrem Unterhalte finden, für einen Mann, der täglich saure Arbeit verrichten mus, ist es schwer, sich mit der schlechtesten Kost, öfters nur mit Brod und Wasser zu behelfen, und er wird seine Arbeit dabey nicht weit bringen. Der Mendikante, welcher sich gänzlich Gott aufgeopfert hat, ist damit zufrieden, was ihm Gott täglich bescheeret und nimmt auch gern mit einem Stüke Brods vorlieb. Der Christ welcher ihm solches mittheilet, wird dadurch nicht verarmen.

Es ist aber auch völlig falsch, daß die Mendikanten Müssiggänger seyen, ob sie gleich kein Handwerk treiben, oder sich auf den Feldbau legen. Ihre vorgeschriebne gottesdienstliche Uebungen in den Klöstern nicht einmal gerechnet, so verrichten sie viele äusserst wichtige Arbeiten. Den Irrenden, den rechten Weg zu weisen, die Schlummernden zu erweken, die Sünder zur Busse zu rufen, die Angefochtnen zu trösten, die Kranken zu besuchen, den Sterbenden beyzustehen, sind dieses keine Arbeiten? sind sie nicht wichtig? gereichen sie nicht zur Bildung der Menschen, und werden solche nicht dadurch angewiesen, ihre Pflichten gegen Gott, ihren Landesherrn und ihre Nebenmenschen zu erkennen? Sind sie nicht nüzlich vor den Staat, und kan man die Mendikanten mit Grunde beschuldigen, daß sie unnüze Mitglieder desselben seyen?

Endlich, um noch eines zu gedenken, sind diejenige Leute schädlich, welche Tag

und

und Nacht gesellschaftlich vereiniget, den Höchsten um Seegen über ihre Vorgesezte, über das ganze Land, über alle Menschen, anflehen? Wo zween oder drey in meinem Nahmen versammelt sind, sagt der Hochgelobte Heyland, da bin ich mitten unter ihnen.

Ein unverschämter Vorwurf ist es, wenn die Feinde der Mendikanten vorgeben, der gröste Theil der in ihre Orden aufgenommenen Brüder, bestehe aus Leuten welche ihrer Geburt nach zu den härtesten Geschäften und niedrigsten Handthierungen bestimmt gewesen seyen, solche aber aus blosser Faulheit und Liebe zum Müssiggange verlassen hätten, um in den Klöstern nichts zu thun. So offenbare Unwahrheiten, solte man doch nicht so in den Tag hinein schreiben, und Unwissende damit irre machen dörfen. Man solte denken, alle querfelds ein ankommender Landläufer, Taugenichte und rohe Leute, würden nur so schlechthin in die Orden aufge-

Es ist aber auch völlig falsch, daß die Mendikanten Müssiggänger seyen, ob sie gleich kein Handwerk treiben, oder sich auf den Feldbau legen. Ihre vorgeschriebne gottesdienstliche Uebungen in den Klöstern nicht einmal gerechnet, so verrichten sie viele äusserst wichtige Arbeiten. Den Irrenden, den rechten Weg zu weisen, die Schlummernden zu erweken, die Sünder zur Busse zu rufen, die Angefochtnen zu trösten, die Kranken zu besuchen, den Sterbenden beyzustehen, sind dieses keine Arbeiten? sind sie nicht wichtig? gereichen sie nicht zur Bildung der Menschen, und werden solche nicht dadurch angewiesen, ihre Pflichten gegen Gott, ihren Landesherrn und ihre Nebenmenschen zu erkennen? Sind sie nicht nüzlich vor den Staat, und kan man die Mendikanten mit Grunde beschuldigen, daß sie unnüze Mitglieder desselben seyen?

Endlich, um noch eines zu gedenken, sind diejenige Leute schädlich, welche Tag

und

und Nacht gesellschaftlich vereiniget, den Höchsten um Seegen über ihre Vorgesezte, über das ganze Land, über alle Menschen, anflehen? Wo zween oder drey in meinem Nahmen versammelt sind, sagt der Hochgelobte Heyland, da bin ich mitten unter ihnen.

Ein unverschämter Vorwurf ist es, wenn die Feinde der Mendikanten vorgeben, der gröste Theil der in ihre Orden aufgenommenen Brüder, bestehe aus Leuten welche ihrer Geburt nach zu den härtesten Geschäften und niedrigsten Handthierungen bestimmt gewesen seyen, solche aber aus blosser Faulheit und Liebe zum Müssiggange verlassen hätten, um in den Klöstern nichts zu thun. So offenbare Unwahrheiten, solte man doch nicht so in den Tag hinein schreiben, und Unwissende damit irre machen dörfen. Man solte denken, alle querfelds ein ankommender Landläufer, Taugenichte und rohe Leute, würden nur so schlechthin in die Orden aufge-

Es ist aber auch völlig falsch, daß die Mendikanten Müssiggänger seyen, ob sie gleich kein Handwerk treiben, oder sich auf den Feldbau legen. Ihre vorgeschriebne gottesdienstliche Uebungen in den Klöstern nicht einmal gerechnet, so verrichten sie viele äusserst wichtige Arbeiten. Den Irrenden, den rechten Weg zu weisen, die Schlummernden zu erweken, die Sünder zur Busse zu rufen, die Angefochtnen zu trösten, die Kranken zu besuchen, den Sterbenden beyzustehen, sind dieses keine Arbeiten? sind sie nicht wichtig? gereichen sie nicht zur Bildung der Menschen, und werden solche nicht dadurch angewiesen, ihre Pflichten gegen Gott, ihren Landesherrn und ihre Nebenmenschen zu erkennen? Sind sie nicht nüzlich vor den Staat, und kan man die Mendikanten mit Grunde beschuldigen, daß sie unnüze Mitglieder desselben seyen?

Endlich, um noch eines zu gedenken, sind diejenige Leute schädlich, welche Tag

und

und Nacht gesellschaftlich vereiniget, den Höchsten um Seegen über ihre Vorgesezte, über das ganze Land, über alle Menschen, anflehen? Wo zween oder drey in meinem Nahmen versammelt sind, sagt der Hochgelobte Heyland, da bin ich mitten unter ihnen.

Ein unverschämter Vorwurf ist es, wenn die Feinde der Mendikanten vorgeben, der gröste Theil der in ihre Orden aufgenommenen Brüder, bestehe aus Leuten welche ihrer Geburt nach zu den härtesten Geschäften und niedrigsten Handthierungen bestimmt gewesen seyen, solche aber aus blosser Faulheit und Liebe zum Müssiggange verlassen hätten, um in den Klöstern nichts zu thun. So offenbare Unwahrheiten, solte man doch nicht so in den Tag hinein schreiben, und Unwissende damit irre machen dörfen. Man solte denken, alle querfelds ein ankommender Landläufer, Taugenichte und rohe Leute, würden nur so schlechthin in die Orden aufgenom-

nommen. Doch, Gott sey es gedankt, daß Verständige und Freunde der Orden wissen, wie man bey der Aufnahme neuer Mitglieder zu Werke geht. Und da dieses eine pure lantere Lästerung ist, so finde ich nicht für nöthig mich dabey aufzuhalten.

Eben so unverschämt ist der Vorwurf, welchen man den Mendikamenten dadurch machen will, daß man sie für völlig unwissende Leute, für Leute ausschreyt, welche nichts weiter verstünden als ihr Brevier zu betten. Ein solches Vorgeben verräth eine völlige Unwissenheit sowohl in der Kirchen, als gelehrten Geschichte. Auch ein Anfänger in denselben, kennt die grosse Lichter der Kirche, die erhabnen Lehrer, welche der Franziskaner Orden unter seine Mitglieder zählet. So viele berühmte Bischöffe, so viele Kardinäle, die sich durch ihre Einsichten, durch ihre Schriften, durch ihre Verwaltung der wichtigsten Geschäfte, so berühmt gemacht haben, solten dieses unwissende Leute gewesen seyn? Wenn doch

die

die Leute zuvor auch überlegen wolten, was sie sagen. Der Verfasser des Grabs der Bettelmönche, kan doch nicht läugnen, daß ein Ximenes, ein Sixtus der fünfte, ein Klemens der vierzehnde, aus dem Franziskaner Orden gewesen sind.

Um dennoch einigen Schein für die Wahrheit dieses Vorgebens zu behalten, beruft man sich auf den heiligen Franziskus selbst, welcher von keiner Wissenschaft nichts hören wollen, und ausdrüklich verlangt habe, seine Nachfolger, solten sich nicht im Geringsten auf die Gelehrsamkeit legen; folglich wären auch alle die grosse Leute, welche der Franziskaner Orden herfürgebracht, von den Vorschriften ihres heiligen Stifters abgewichen. Ich habe schon oft gesagt, daß der Unterschied der Zeiten sorgfältig in acht genommen werden mus, wenn man von der Beschaffenheit gewisser Stände und Begebenheiten urtheilen will.

Zu den Zeiten des H. Franziskus war, in Vergleichung mit den ersten Zeiten der Benediktiner, schon eine weit grössere Anzahl von wüste liegenden Feldern urbar gemacht, die Volksmenge hatte zugenommen, und es waren Hände genug, sowohl zum Akerbau, als zu allen Handarbeiten da, welche zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens erforderlich sind. Der H. Vatter, nahm also seinen Bedacht mehr darauf, seine Nachfolger einem gottseeligen Leben zu widmen, und durch sie auch andre zu bewegen, ein gleiches zu thun. Er ertheilte ihnen aber den vätterlichen Rath, dennoch, wo sie könten, irgend eine Arbeit zu erlernen, um sich im Nothfalle, derselben bedienen zu können. Unter seinen ersten Nachfolgern, befanden sich auch noch wenige Priester, und der grosse Haufe, der diejenigen häufigen und wichtigen Geschäfte, welche einem Priester obliegen, nicht zu verrichten hatte, konte daher allerley andre Arbeiten um so leichter verrichten. Jezt un-

unterscheide man die Zeiten, so wird man finden, daß man bey der jezigen Beschaffenheit der Orden, und der heutigen Beschaffenheit der Welt, nicht von den Mendikanten fordern kan, daß sie sich mit dem Landbau oder andrer Handarbeit beschäftigen sollen.

Vorerst besteht heut zu Tag, die bey weitem grössre Anzahl derselben in Priestern. Die Bedürfnisse der Glaubigen, und der Mangel an Seelsorgern vor einigen Jahrhunderten erforderten solches, und die Aussprüche der Kirche billigten es. Offenbar ist es aber daß zu Priestern geweihte Personen, keine gemeine Arbeiten verrichten sollen, noch zu verrichten im Stande sind, aus Ursachen, welche ich vielleicht weiter unten, weitläufiger auseinander sezen werde. Es bleibt also nur die eben nicht sehr grosse Anzahl der Layenbrüder übrig. Aber haben diese nicht schon gnügsame Beschäftigungen, sowohl die unumgänglichen Arbeiten im Kloster zu verse-

sehen, als den Priestern an die Hand zu gehen? Wahrhaftig, wenn man noch das beschwerliche Allmosen sammeln dazu nimmt, so bleibt ihnen nicht die geringste Zeit zu andern Arbeiten übrig.

Aber gesezt nun, sie hätten Zeit und Musse dazu, wo sollen sie Arbeit finden? Müssen nicht bereits, durch die allzugrosse Volksmenge, diejenige welche das Feld bauen, an ihrer Nahrung Mangel leiden? Was würde es seyn, wenn sich noch mehrere Arbeiter einfänden? So ist es auch mit allen den Handwerkern, welche zur Nothdurst und Bequemlichkeiten des Lebens dienen. Wo würden meine arme Mendikanten Arbeit finden? und wenn sie sie fänden, was für einen Genus würden sie davon haben? Würden sie nicht entweder sich selbst, oder alle diejenigen ehrlichen und bedürftigen Leute, welche von solchen Handthierungen ihren Unterhalt ziehen, desselben berauben? Ach! liebe Freunde! lasst immer die armen Mendikanten sich

mit

mit ihrem sauren Terminiren, ein Stük Brod sammeln! darüber wird kein Bürger an den Bettelstab gerathen.

Aber lasst sie nun alle eure Handarbeiten mitmachen, lasst sie solche besser, wohlfeiler verfertigen, lasst sie durch ihre eignen Hände so viel Korn anbauen, als sie zu ihrem Unterhalte nöthig haben; lasst sie Scheunen, und Magazine errichten, um das überflüssige zu bewahren, und in mangelhaften, unfruchtbaren Zeiten wieder zu verkaufen, wo werdet ihr mit eurem Vorrathe, mit den Produkten eurer Handarbeiten bleiben? Werdet ihr nicht in viel grössere Noth gerathen, als die ist, in welcher ihr euch befindet, wenn ihr einem armen Mendikanten, ein Stük Brod, oder einen Löffel voll Schmalz mittheilet, oder ihn, auf seinem mühsamen Allmosensammeln mit einer Suppe, oder einem erquikenden Getränke labet? Darum

sehen, als den Priestern an die Hand zu gehen? Wahrhaftig, wenn man noch das beschwerliche Allmosen sammeln dazu nimmt, so bleibt ihnen nicht die geringste Zeit zu andern Arbeiten übrig.

Aber gesezt nun, sie hätten Zeit und Musse dazu, wo sollen sie Arbeit finden? Müssen nicht bereits, durch die allzugrosse Volksmenge, diejenige welche das Feld bauen, an ihrer Nahrung Mangel leiden? Was würde es seyn, wenn sich noch mehrere Arbeiter einfänden? So ist es auch mit allen den Handwerkern, welche zur Nothdurst und Bequemlichkeiten des Lebens dienen. Wo würden meine arme Mendikanten Arbeit finden? und wenn sie sie fänden, was für einen Genus würden sie davon haben? Würden sie nicht entweder sich selbst, oder alle diejenigen ehrlichen und bedürftigen Leute, welche von solchen Handthierungen ihren Unterhalt ziehen, desselben berauben? Ach! liebe Freunde! lasst immer die armen Mendikanten sich

mit

mit ihrem sauren Terminiren, ein Stük Brod sammeln! darüber wird kein Bürger an den Bettelstab gerathen.

Aber lasst sie nun alle eure Handarbeiten mitmachen, lasst sie solche besser, wohlfeiler verfertigen, lasst sie durch ihre eignen Hände so viel Korn anbauen, als sie zu ihrem Unterhalte nöthig haben; lasst sie Scheunen, und Magazine errichten, um das überflüssige zu bewahren, und in mangelhaften, unfruchtbaren Zeiten wieder zu verkaufen, wo werdet ihr mit eurem Vorrathe, mit den Produkten eurer Handarbeiten bleiben? Werdet ihr nicht in viel grössere Noth gerathen, als die ist, in welcher ihr euch befindet, wenn ihr einem armen Mendikanten, ein Stük Brod, oder einen Löffel voll Schmalz mittheilet, oder ihn, auf seinem mühsamen Allmosensammeln mit einer Suppe, oder einem erquikenden Getränke labet? Darum

rum lasst die Mendikanten bleiben wie sie sind. *)

Zum Lachen ist es, was man für ein Geschrey darüber macht, daß die Menge der Bettelmönche das Mark des Landes verzehren, ohne etwas dafür zu thun. Der Ausdruk, das Mark des Landes, ist sehr

*) Ich möchte wohl wünschen, diejenige, welche über die entsezliche Menge der Bettelmönche schreyen, wie der Verfasser des Grabs der Bettelmönche S. 147. führten uns authentische Beweise von ihren Angaben an. Der daselbst allegirte Graf von Lauragais ein Mann ohne Religion und bekannter Spötter, ist kein Mann, auf den man sich verlassen kan. Es ist noch eine Frage, ob der Orden der Kapuziner in ganz Europa so stark ist, als er nach desselben Angabe, nur in Frankreich seyn soll. Und so verhält es sich auch mit der Bestimmung der Anzahl der Mendikanten Klöster, in den übrigen Staaten von Europa. Man darf nicht einmal die Helfte davon, für richtig annehmen.

sehr übertrieben, wie es allemal zu geschehen pflegt, wenn man in einer Sache keine tristigen Gründe anzuführen weis; Man sucht alsdenn die Unpartheyischen durch hochtrabende Redensarten und sesquipedalia verba zu übertäuben und ihnen Sand in die Augen zu streuen. Lieber Gott! sind denn die Lebensmittel, womit die terminirende Mönche, wenn es gut geht, ihre Säke füllen, das Mark des Landes? Werden sie ihnen nicht freywillig gegeben, und spürt derjenige der sie giebt, dadurch wohl einen Abgang an seiner Nahrung? Ist es nicht eine Pflicht der christlichen Liebe, dem Dürftigen nach seinem Vermögen mitzutheilen? Ob die Mendikanten einem Staate dadurch zur Last seyen, daß sie nichts thun, davon habe ich schon oben geredet und gezeigt, daß sie mehr thun, als vielleicht diejenige ihr Lebtag gethan haben, welche ihnen so elende Vorwürfe wegen ihres Müssiggangs machen.

Doch noch ein schreklicher Vorwurf ist übrig. Man fängt an den Ehelosen Stand der Mendikanten anzugreifen. In Frankreich hat man angefangen solches zu thun, und in Deutschland bettet man es jezt getreulich nach. Helf was helfen mag, wenn man einmal den Vorsaz hat, einem gewissen Stande weh zu thun. Wenn unsere Glaubensgegner den Coelibat unsrer Geistlichen angreifen, so ist sich nicht darüber zu verwundern, weil sich nach ihren Säzen die Geistliche verheurathen sollen; wenn aber Leute, die sich für katholische Christen ausgeben, wider das Ehelose Leben der Geistlichen schreyen, so ist solches abgeschmakt.

Ich will gar nicht läugnen, daß einige Ordensgeistliche durch ihre verkehrte Aufführung und durch die wenige Mühe welche sie sich gaben, ihre Begierden zu unterdrüken, viele Gelegenheit dazu gegeben haben, daß das Gelübde der Keuschheit verlästert wird. Es hat so gar ei-

nige gegeben, welche von ihren verderbten Leidenschaften dahin gerissen, ihr Kloster verlassen und ihres Gelübdes schändlich vergessen haben; aber was beweisst dieses? Sie sind dahin gegeben in ihrem Irrthum, und auch unter der schönsten Heerde befindet sich denn und wenn ein räudiges Schaaf. Ueber dieß hat die Kirche auch dafür gesorgt, daß für diejenigen, welchen es zu schwer fällt, das Gelübde der Keuschheit zu halten, Mittel vorhanden sind, der Sache abzuhelfen. Man hat viele Beyspiele, daß Ordensleute, wenn sie auf gehörigem Wege darum angesucht, von ihren Gelübden losgezählt worden sind. Die Berufungen auf phüsikalische und moralische Uebel welche daraus entstehen, sind daher von keiner Wichtigkeit, weil man ihnen leicht abhelfen kan. *)

*) Der in dem Grabe der Bettelmönche S. 157. angeführte Brief eines Pfarrers in Guienne, verdient eben nicht viel

Allein man greift den Ehelosen Stand der Ordensleute nicht von dieser Seite hauptsächlich an, sondern man sucht zu behaupten, daß sie dadurch dem Staate schaden. Da bringt man nun das alte Geschwäze von der Bevölkerung immer wieder auf die Bahn. " Alle diese Menge gesunder „ und starker Leute, welche den Bettel- „ mönchen jährlich zulaufen entgehen dem „ Staate, und bringen der Kirche keinen „ Nuzen, Man versperre solchen Leuten „ den Weg zum Müssiggange, so wer- „ den sie sich genöthiget sehen, ihr Brod „ durch ihre Arbeit zu verdienen, sie wer- „ den sich verheurathen, und in weni- „ gen Jahren wird der Staat einige tau- „ send fruchtbare Aeker und einige tau- „ send nüzliche Bürger mehr haben — sie „ werden sich vermehren, und ihre Söh- " ne

viel Glauben. Man kennt die Gesinnungen eines d'Alembert und Büffon, und in dem Observateur Anglois wo er zu finden ist, stehen viele Dinge, welche bey einer genauen Prüfung, keinen Stich halten.

„ ne werden wieder Weiber nehmen. Wie „ sehr müsste nicht die Bevölkerung zu„ nehmen, blos dadurch, daß man die An„ zahl der Bettelmönche verminderte.„ So lautet die allgemeine Sprache der Gegner.

Der Verfasser des Grabs der Bettelmönche, redet aus eben diesem Tone. S. 56. sagt er: " daß die allzugrosse Menge der „ Hagestolzen, einem Staate höchstschäd„ lich sey, ist schon längst erwiesen. — „ Wird die Anzahl der Mendikanten einge„ schränkt, werden ihre überhäufte Klö„ ster vermindert, so wird den jungen, „ starken, auf Kosten andrer lebenden „ Müssiggängern, eine grosse Freystätte „ benommen, und sie werden die nüzli„ chen Mitglieder des Staats, es sey in „ bürgerlichen Handthierungen und Ge„ werben, oder im Soldatenstande, ver„ mehren. Sie werden sich verheurathen, „ und die Bevölkerung des Landes, folg„ lich nüzliche, die Bequemlichkeit und den

„Reichthum vermehrende Arbeiten, be-
„fördern.„

Daß man doch so besorgt ist den Ehstand zu befördern! Liebe Herren! bekümmert euch doch nicht, um die Vermehrung der Menschen, es sind ihrer bereits mehr in der Welt, als ihr zulängliches Auskommen haben können und wenn nicht zuweilen Krieg und Pest ein wenig aufräumten, so würde bald eine Hungersnoth entstehen. Man hat keiner stärkern Bevölkerung nöthig. Wenn alle Religiosen, und zugleich alle Soldaten, ohne Einschränkung heurathen dörften, so würde sich ohngezweifelt die Anzahl der Menschen geschwind noch mehr vermehren, man würde nach dem Verlangen dieser politischen ökonomischen Rechenmeister, in kurzer Zeit eine viel grössere Menge Aker gebaut und eine weit grössere Anzahl von allerley Künstlern und Handwerkern haben. Diß ist alles unwidersprechlich; aber würde der Staat nach seiner innern Verfas-

sung, dadurch gebessert seyn? dazu sage ich Nein.

Wo würden diese Leute die Früchte ihrer Arbeiten absezen, wovon würden sie leben können, da diejenige, welche bereits vorhanden sind, nicht einmal zulänglichen Unterhalt finden. Ist es nicht eine allgemeine Klage, daß alle Handwerker übersezt seyen? und keiner, wegen ihrer allzugrossen Anzahl genug Brod hat. Wie viele Menschen wandern nicht jährlich aus ihrem Vatterlande, weil sie keinen Unterhalt finden können?

Man lasse also immer die Mönche im Coulibate leben, sie verursachen dadurch keinen Schaden; oder man verschaffe ihnen vorher Mittel, sich und ihre künftige Familien, zulänglich zu ernehren, damit nicht die Volksmenge mehr als das Land ertragen kan, und die Anzahl der darbenden Handwerksleute und Bauren vermehret wird. Die politische Rechen-

meister können uns gut vorrechnen, wie viel Land zur Ernährung eines Menschen erforderlich sey, und wie viel Geld er täglich zu seinem Unterhalte nöthig habe. Sie denken aber nicht daran, ob er auch bey der grossen Volksmenge mit seiner Arbeit, welche so viele neben ihm verfertigen, auch täglich so viel verdienen kan; Sie denken nicht daran, wie hoch die Preise der Lebensmittel sind; daß es Mißjahre geben kan; daß die eingeführte Lebensart viele Bedürfnisse nothwendig macht, welche nicht eigentlich zum Lebensunterhalte gehören, und in ihrer Rechnung nicht stehen. Die Menge der Bettelmönche, welche aber viel zu gros angegeben wird, ist also einem Staate so wenig schädlich daß sie vielmehr Nuzen bringt. indem sie doch einiger massen, die allzuschnelle Volksvermehrung verhindert. Ihre schlechte, nothdürftige Nahrung, kan man ihnen wohl gönnen, da sie solche nur von demjenigen erhalten, was ihnen andre aus gutem Willen, von ihrem Ueberflusse geben.

Daß

Daß auch nunmehr die hohe Souveraine und Einsichtsvolle Staatsmänner, von der Schädlichkeit der Mendikanten Klöster überzeugt seyen, ist ein andrer Beweis, den die Gegner derselben, wider sie führen wollen. Der Verfasser des Grabs ꝛc. macht sich sehr breit, mit der Kayserlich-Königlichen allerhöchsten Verordnung, daß die Klöster nicht mehr von auswertigen Ordensgeneralen abhangen sollen. Hat aber dieses den geringsten Bezug auf unsren vorhabenden Gegenstand? Ist in derselben ein Wort von der Unnüzlichkeit, oder gar Schädlichkeit der Mendikanten Orden, zu finden? Weise Ursachen haben ohne allen Zweifel, den allerhöchsten Monarchen bewegt, eine solche Verordnung ergehen zu lassen. Wir sind nicht fähig, denselben nachzuspüren; genug, daß sie keinen Beweis enthält, daß die Mendikanten unnüz und schädlich in einem Staate seyen.

meister können uns gut vorrechnen, wie viel Land zur Ernährung eines Menschen erforderlich sey, und wie viel Geld er täglich zu seinem Unterhalte nöthig habe. Sie denken aber nicht daran, ob er auch bey der grossen Volksmenge mit seiner Arbeit, welche so viele neben ihm verfertigen, auch täglich so viel verdienen kan; Sie denken nicht daran, wie hoch die Preise der Lebensmittel sind; daß es Mißjahre geben kan; daß die eingeführte Lebensart viele Bedürfnisse nothwendig macht, welche nicht eigentlich zum Lebensunterhalte gehören, und in ihrer Rechnung nicht stehen. Die Menge der Bettelmönche, welche aber viel zu gros angegeben wird, ist also einem Staate so wenig schädlich daß sie vielmehr Nuzen bringt, indem sie doch einiger massen, die allzuschnelle Volksvermehrung verhindert. Ihre schlechte, nothdürftige Nahrung, kan man ihnen wohl gönnen, da sie solche nur von demjenigen erhalten, was ihnen andre aus gutem Willen, von ihrem Ueberflusse geben.

Daß

Daß auch nunmehr die hohe Souveraine und Einsichtsvolle Staatsmänner, von der Schädlichkeit der Mendikanten Klöster überzeugt seyen, ist ein andrer Beweis, den die Gegner derselben, wider sie führen wollen. Der Verfasser des Grabs rc. macht sich sehr breit, mit der Kayserlich-Königlichen allerhöchsten Verordnung, daß die Klöster nicht mehr von answertigen Ordensgeneralen abhangen sollen. Hat aber dieses den geringsten Bezug auf unsren vorhabenden Gegenstand? Ist in derselben ein Wort von der Unnüzlichkeit, oder gar Schädlichkeit der Mendikanten Orden, zu finden? Weise Ursachen haben ohne allen Zweifel, den allerhöchsten Monarchen bewegt, eine solche Verordnung ergehen zu lassen. Wir sind nicht fähig, denselben nachzuspüren; genug, daß sie keinen Beweis enthält, daß die Mendikanten unnüz und schädlich in einem Staate seyen.

Eben so schwach ist der Beweis, daß im Venetianischen, Florentinischen, und in Frankreich und Neapel, verschiedne kleine Klöster eingezogen worden seyen, weil man die Schädlichkeit derselben erkennt habe, und das sollen die ersten Stralen des anbrechenden Lichtes, bessrer Erkenntnisse, in Ansehung der Mendikanten seyn. Wie man doch alles mit Haaren herbeyzieht, was zur Behauptung einer einmal angenommenen Meinung dienen soll! Wurden denn diese kleine Gemeinheiten deswegen eingezogen, weil sie schädlich waren? Geschah es nicht deswegen, weil sie nicht im Stande waren, ihren Unterhalt zu finden, und weil sie als abgesonderte Zweige, eines Hauptstammes, der sich in zu viele Aeste vertheilte, hätten verdorren müssen, wenn man sie nicht dem Mutterstamme wieder einverleibt hätte. Was soll also dieses beweisen? *) Vielleicht

*) Mit wahrem Vergnügen, schreibt der Verfasser des Grabs, S. 150. schreibe ich

leicht weiter gar nichts, als daß die christliche Liebe und Mildthätigkeit sehr abnimmt, und nur schon zu viel abgenommen hat.

Ich glaube nunmehr die elende Beweise, daß die Mendikanten einem Staate unnüz und schädlich seyn sollen, kurz und gut beantwortet zu haben. Sie verdienen keine ausführliche Beantwortung. Wo Haß, Neid und Partheygeist, die Feder führen, da müßte man sich unendliche Mühe auf den Hals bürden, wenn man jeden Einwurf, jede Vorspieglung, jede Lästerung, beantworten wolte. Genug, wenn man zeigen kan, daß die Be-

schul-

ich es, daß man wirklich auch in Bayern, wo sich allein 1000 Franziskaner befinden sollen, darauf bedacht ist, ihre Zahl zu vermindern. Ich besorge, er werde sich um sonst vergnügt haben. Wer hat ihm die Anzahl der Bayrischen Franziskaner, so genau angegeben? Daß man darauf bedacht ist, sie zu vermindern, das mag wohl nur von denjenigen geschehen, die so denken wie der Verfasser.

schuldigung, als ob die Mendikanten einem Staate unnüzlich oder schädlich werden, nicht den mindesten Grund hat. Ich bin diesen eingebrachten gewöhnlichen Beschuldigungen, ihren vermeintlichen Beweisen, so gar dem, was nicht die geringste Beantwortung verdiente, auf dem Fusse nachgegangen. Vernünftige mögen urtheilen.

Ich will nur noch zweyerley bemerken, ehe ich weiter gehe. Der Verfasser des Grabs ꝛc. beruft sich sogar auf die Verordnungen, des Russischen Kaysers, Peters des Ersten, in Ansehung der Russischen Klöster. Was können aber die Einrichtungen einer Schismatischen Kirche beweisen? Ferner so droht man mit physikalischen und mediciniſchen, moralischen und politischen Gründen, die Schädlichkeit des Conlibats zu beweisen. Was die ersten betrift, so verdienen sie keiner weitern Beantwortung, denn es ist notorisch, daß einer, der sich seiner natürli-

chen

chen Disposition nach, nicht im Stande befindet, das Gelübde der Keuschheit zu halten, wenn er die gehörigen Wege einschlägt, von der Kirche davon dispensirt werden kan. Die politische Einwürfe, welche man dagegen zu machen sucht, habe ich schon beantwortet, und die moralische heissen für sich gar nichts, als wenn sie in Verbindung mit den physikalischen und medicinischen stehen.

Zwey Gattungen von Vorwürfen, warum die Mendikanten einem Staate unnüz und schädlich seyen, hätte ich also kürzlich beantwortet, man will aber solches auch aus moralischen Gründen beweisen. Diese werden wohl am leichtesten zu beantworten seyn, theils weil solches im vorhergehenden schon geschehen ist, theils, weil sie lauter unerwiesne Thathandlungen voraus sezen, und auch die unschuldigsten Dinge, in einem falschen Lichte vorstellen.

schuldigung, als ob die Mendikanten einem Staate unnützlich oder schädlich werden, nicht den mindesten Grund hat. Ich bin diesen eingebrachten gewöhnlichen Beschuldigungen, ihren vermeintlichen Beweisen, so gar dem, was nicht die geringste Beantwortung verdiente, auf dem Fusse nachgegangen. Vernünftige, mögen urtheilen.

Ich will nur noch zweyerley bemerken, ehe ich weiter gehe. Der Verfasser des Grabs ꝛc. beruft sich sogar auf die Verordnungen, des Russischen Kaysers, Peters des Ersten, in Ansehung der Russischen Klöster. Was können aber die Einrichtungen einer Schismatischen Kirche beweisen? Ferner so droht man mit physikalischen und medicinischen, moralischen und politischen Gründen, die Schädlichkeit des Conlibats zu beweisen. Was die ersten betrift, so verdienen sie keiner weitern Beantwortung, denn es ist notorisch, daß einer, der sich seiner natürli-

chen Disposition nach, nicht im Staude befindet, das Gelübde der Keuschheit zu halten, wenn er die gehörigen Wege einschlägt, von der Kirche davon dispensirt werden kan. Die politische Einwürfe, welche man dagegen zu machen sucht, habe ich schon beantwortet, und die moralische heissen für sich gar nichts, als weun sie in Verbinduug mit den physikalischen und medicinischen stehen.

Zwey Gattungen von Vorwürfen, warum die Mendikanten einem Staate unnüz und schädlich seyen, hätte ich also kürzlich beantwortet, man will aber solches auch aus moralischen Gründen beweisen. Diese werden wohl am leichtesten zu beantworten seyn, theils weil solches im vorhergehenden schon geschehen ist, theils, weil sie lauter unerwiesne Thathandlungen voraus sezen, und auch die unschuldigsten Dinge, in einem falschen Lichte vorstellen.

Zum

Zum ersten gehört, die bis zum Ekel widerholte Beschuldigung, daß der Kopf des gemeinen Manns, durch die Mendikanten mit allerley Aberglauben erfüllt werde, welches nicht mit der reinen christlichen Moral übereinstimme. Ganz gewis. Aber ist die Beschuldigung erwiesen? Ich denke nein. Das Gehirn des Gemeinen Manns ist mit Teufeleyen, Zaubereyen, Hexereyen, angefüllt; also ist der Umgang mit den Mendikanten Schuld daran — welch ein elender Schlus! Das erste ist nicht zu läugnen, aber was ist die Ursache? nichts anders als die elende Erziehung. Die schon von hundert Jahren her fortgepflanzte fürchterliche Erzählungen, müssen die Kinder von ihrer zärtesten Jugend an, anhören. Sie sehen daß das Gesinde, ihre Eltern selbst, solchen allen Glauben zustellen; diß prägt sich in ihre Seele ein, und denn werden ihre Köpfe mit allerley furchtbaren Vorstellungen angefüllt. Quo semel est imbuta recens &c. An alle die-

diesem sind nun wohl die Mendikanten nicht schuld.

Allein man beschuldiget sie doch, hauptsächlich die Franziskaner und Kapuziner, daß sie solche Leute in ihrem Aberglauben bestärken, um ihren Vortheil daraus zu ziehen; Daß sie ihnen zu diesem Ende, allerley Mittel wider die Zaubereyen mittheilen, und sich eines besondern Vorzugs in Vertreibung der bösen Geister, durch allerley besondre kräftige Amuleten, Seegen, und Beschwörungen, durch besondres Rauchwerk und geweihte Kräuter, u. s. w. vor allen andern Geistlichen und Ordensleuten rühmten.

An allem diesem ist etwas weniges wahr, das übrige aber grundfalsch. Jenes besteht darinn, daß sich der gemeine Mann in allerley Anliegen bey den Franziskanern und Kapuzinern Raths erhole. Nun wenn er auch dieses thut, wer kan sagen, daß es unrecht sey? Ist es nicht

nicht jedem Katholischen Christen erlaubt, sich denjenigen zum Beichtvatter zu wählen, zu welchem er das meiste Zutrauen hat? Wie viel mehr also, mus es auch sonst in allerley leiblichem und geistlichem Anliegen, jedem freystehen, sich zu demjenigen zu wenden, auf welchen er das meiste Vertrauen sezt. Sind die Mendikanten nicht so wohl geweihte Priester als andre?

Daß sich, besonders die Franziskaner und Kapuziner einer besondern vorzüglichen Gewalt über die böse Geister rühmen sollen, ist in facto unerweislich. Sie bedienen sich keiner andern Mittel, Angefochtene zu befreyen, als solcher, die von der Kirche vorgeschrieben und gebilliget sind, und das dörfen, das können sie thun, ohne daß man ihnen einen Vorwurf darüber machen kan. Aber sagt man, sie bestärken den gemeinen Mann im Aberglauben, durch allerley Amuleten, Rauchwerke, Gebette rc. und wenn sie es thun,

was

was thun sie unrechtes? In Ansehung solcher Dinge, werden sie niemals etwas thun, was nicht von der Kirche schon längst gebilliget worden wäre, sie sind also an sich ganz unschuldig, und wenn noch der Nuzen daraus entspringt, daß der gemeine Mann statt sich zu allerley verdächtigen Seegensprechereyen und Beschwörungen zu wendete, sich zu seinem erwählten geistlichen Gewissens-Rathe wendet, und auf dessen Vorschriften ein Vertrauen sezet, so sehe ich nicht, was für Uebel daraus entspringen könte. Die einmal schon von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile, welche man nicht plözlich ausrotten kan, erfordern, daß man wenigstens seine Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände lenke, damit er wirklich nicht zu tief im Aberglauben versinke, und seine Zuflucht endlich, zu ganz Religionswidrigen Dingen nehme. Und, was noch das vornehmste ist; Laßt den Unwissenden gemeinen Mann, immerhin glauben, diß oder jenes Präservativ helfe wider alle Anfechtungen der bösen

sen Geister, oder wende alle Zaubereyen ab, was ist dabey verloren; er wird sich im Vertrauen, auf sein Amulet, oder was es sonst seyn mag, nicht mehr dafür fürchten, und diejenige Arbeit mit frohem Muthe verrichten, welche er vorher nur mit Furcht und Zittern übernahm; er wird sich nicht mehr scheuen um Mitternacht, auf den Boden, in den Stall oder in den Keller zu gehen, und nach und nach werden endlich die thörichten Vorstellungen, gänzlich verschwinden, welche von seiner Kindheit an, Besiz von seinem Gehirne genommen haben. *)

Ich

*) Aller Aberglaube wird wohl so lange die Welt dauert, nicht gänzlich ausgerottet werden. Ich rede vom Aberglauben, im weitesten Umfange. Zuweilen, da es unmöglich ist, ihn auf einmal auszurotten, kan er einiger massen nüzlich werden, wenn man ihm eine andre Richtung giebt, ihn auf unschuldige Dinge lenkt, und dadurch nach und nach schwächt. Oben habe ich etwas davon gesagt, jezt will ich noch

Ich habe von Leuten, die viel zu sagen vermeinten, die unschuldigen Bilderchen, und andre Kleinigkeiten, welche die Kapuziner auszutheilen pflegen, nicht allein laut verlachen, sondern auch ernstlich tadeln hören; aber mit allem meinem gesunden Menschenverstande begreife ich

noch den Gedanken eines Schriftstellers anführen, der gewis nicht partheyisch für die Mönchsorden ist. Der Aberglaube, sagt der Verfasser des Klostergeists, hat zuweilen seinen Nuzen. Der Bauer verlässt sich darauf, daß die Läutung einer geweihten Gloke, alle Gefahr eines Ungewitters abwende, und fürchtet sich daher nicht vor demselben, wenn er nur die Gloke läuten hört. Es würde ungerecht seyn, ihm sein Vertrauen zu benehmen, alsdenn würde er verzagt werden. Nach und nach mus man ihm erst seine verkehrten Ideen von Gewittern aus dem Kopf bringen, und ihm zeigen, daß er sich auf andre Weise betragen, daß er auf den der Gewitter erregt, nicht auf Gloken sein Vertrauen sezen mus. Unterdessen lasse man ihn bey seinem Wahne. S. 22.

nicht, was unrechtes dabey seyn solle. Ausgemacht ist es, daß die arme Kapuziner weiter nichts zu verschenken haben. Gold und Silber haben sie nicht, solche Dinge, welche von Werth sind, und Geld kosten, auch nicht; Also ist nichts übrig als der Jugend kleine Bilderchen von Heiligen, oder andern gottseeligen Vorstellungen, mitzutheilen, oder auch selbst verfertigte Kleinigkeiten. Dadurch werden die Kinder, auch wohl Erwachsne übel unterrichtete, angelokt, die Gesellschaft dieser Ordensgeistlichen zu suchen; dadurch werden sie begierig gemacht, allerley Fragen zu thun, und diese geben alsdenn Gelegenheit, sie in allerley nüzlichen und zur Gottseeligkeit gehörigen Dingen zu unterrichten. Weit entfernt also, daß dieses den Aberglauben befördern solte, so befördert es vielmehr die Aufnahme der Gottesfurcht.

Wenn einmal Haß und Neid die Oberhand gewinnen, besonders wenn sie noch

mit der Besorgung verknüpft, das eigne Interesse möchte dabey leiden, so fehlt es an Lästerungen nicht. " Wenn die gu" te Mendikanten;„ sagt der Verfasser des Grabs, und bettet solches den Briefen über das Mönchswesen nach, " keine von „ ihnen geweihete und geseegnete Amulesten, und Spezereyen, Salben und Oele, „ keine Bildchen und Läppchen mehr, ge„ gen gute Allmosen vertauschen könten, „ so würde ihr ganzer Kram über einem „ Haufen liegen, und sie würden keine fet„ te Suppen mehr essen können.„ Es ist eine Schande, so elende Dinge herfür zu suchen, und den Mendikanten weh zu thun. Wenn sie fette Suppen zu essen haben, so gönnt ihnen solche; und wenn sie sich auch mit Brod und Wasser behelfen müssen, so werden sie sich, bey dem Gelübde der Armuth, niemals darüber beschweren. Zufrieden mit dem, was ihnen Gott bescheert, werden ihnen fette Suppen und troknes Brod, gleich willkommen seyn.

Was die übrigen Lästerungen von ihren Zudringlichkeiten in die Geheimnisse der Familien, von den Mitteln, welche sie anwenden, sich bey verschiednen Personen, nachdem es ihr Interesse erfordert, einzuschmeicheln; von denen daraus fliessenden, und von ihnen verursachten schlimmen Folgen; von der Verführung des Gesindes, die Geheimnisse ihrer Herrschaften zu verrathen, und was solches Zeugs mehr, vorgebracht wird, ist so offenbar mit den Merkmalen einer boshaften Feindschaft gegen den armen Mendikanten gebrandmarkt, daß es keine Beantwortung verdient.

Und so verhält es sich auch mit dem Vorgeben, daß sie sich als Kuppler in Liebeshändeln gebrauchen liessen. Ich mus doch, fast wider Willen, noch ein paar Worte davon sagen. Ernstlich davon zu reden, so finde ich eben nichts unrechtes dabey, wenn zwo sich liebende, welche wünschten miteinander verehlichet zu werden, aber wegen mancherley oft nichtsbedeutenden

den Hindernisse, die Einwilligung ihrer Eltern nicht erhalten können, sich an ihren Beichtvatter wenden, und solchen um seine Vermittlung ersuchen. Ist er überzeugt, daß nichts bey der Sache zu befürchten ist, welches seinen Pflichten zuwider lauft, oder sein Gewissen beleidigen kan, und er kan die Eltern auf einen andern Sinn bringen, und zween Menschen glücklich machen, hat er da nicht ein gutes Werk gestiftet? Aber einen liederlichen Kuppler abzugeben, und Lügen und Kunstgriffe anzuwenden, ein Paar zusammen zu bringen, wo triftige Hindernisse vorwalten, solches wider den Willen ihrer Eltern zu thun, oder Gelegenheit zu unerlaubten Zusammenkünften und Ausschweifungen zu geben, das hat nie kein Mendikant gethan, und wenn man heut zu Tage wieder aufangen will, ohne allen Beweis, einem gewissen Stande, ärgerliche Vorwürfe zu machen, oder denselben mit abgeschmakten Spöttereyen zu verfolgen; so wird man wieder in die nehmliche Lage verfallen,

wie unsre Vorfahren im fünfzehnden und noch zum Theil im sechszehnden Jahrhundert, deren Streitschriften mit unausstehlichen Grobheiten angefüllt sind. Dann wie man in den Wald schreyt, so schallt es wieder.

Wenn man denn sich weiter nicht zu helfen weis, so nimmt man seine Zuflucht zu persönlichen Anzüglichkeiten, oder zu abgeschmakten Mährchen. Dergleichen sind unzähliche Erzählungen, von durch die Franziskaner und Kapuziner verrichteten Geister Beschwörungen, wo man entweder die Bewegursache, oder die Umstände, oder die Wirkung, falsch vorträgt, oder allem eine solche Wendung giebt, daß man die Spötter auf seine Seite ziehet. So ist es mit der in den Briefen über das Mönchswesen, im XIIten Brief angeführten Begebenheit beschaffen. Die Geschichte ist wahr, aber der Verfasser dieses Buchs, hat sie auf eine so boshafte Art eingekleidet, daß nur Leute,

te, welche von den wahren Umständen unterrichtet sind, so wie es seyn mus, davon urtheilen können. Leben die dabey interessirte Personen noch, wie solches wohl seyn kan, so werden sie die in der Erzählung verstekte Bosheit, am leichtesten widerlegen können.

Und so viel auch zur Beantwortung der schwachen und elenden Beweisgründe, daß die Mendikanten, oder vielmehr nur die Franziskaner und Kapuziner, denn diesen will man hauptsächlich zu Leibe gehen, theologisch, politisch und moralisch betrachtet, unnüze und schädliche Mitglieder eines Staats seyen. Lasst uns nun die Medaille umkehren, und aus bessern Gründen kürzlich darthun, daß die Bettelmönche, theologisch, politisch und moralisch betrachtet, gute und nüzliche Glieder eines Staates sind.

Sollen sie theologisch betrachtet, schädlich seyn, so müssen sie Irrthümer leh-

ren, so müssen sie unerbaulich leben, so müssen sie mit Lehre und Leben, böse Beispiele geben. Das erste ist offenbahr falsch. Ihre Lehre stimmt vollkommen mit den Vorschriften der Heiligen Katholischen Kirche überein; ihre Lehrsäze sind von derselben ausdrüklich und vielfältig gebilliget worden; Sie werden von dem Ansehen der ältesten Kirchenlehrer, und der berühmtesten Päbste und Gottesgelehrten neuerer Zeiten unterstüzt; Sie gründen sich auf die Aussprüche der H. Schrift, auf die Bestättigung derselben, durch die Kirche, auf die Canones der allgemeinen Kirchenversammlungen. Von dieser Seite also, haben sie nichts zu befürchten. Kein Feind kan so fürchterlich seyn, daß er im Stande wäre, diese Säulen zu erschüttern. Die Beschuldigungen, daß sie den Aberglauben fortpflanzten und vermehrten, sind sehr einfältig, so lange man nicht darthun kan, daß sie Lehren auszubreiten suchen, welche von der Kirche verworfen ist, das thun sie aber nicht, und folglich ist auch

die

die Beschuldigung wegen Erhaltung und Fortpflanzung des Aberglaubens, grundfalsch und nur von Feinden der ehrwürdigen Orden erdichtet.

Daß sie unerbaulich leben, wird ihnen von ihren Feinden häufig, aber ohne allen Grund vorgeworfen. An Mährchen und erdichteten Erzählungen fehlt es nicht. Ein jeder heutiger Wizling dem der Bauch von Weisheit bersten will, wirft sich zum Spötter der Ordensleute auf, rümpft die Nase über ihre Lebensart, über ihre Kleidung, und über ihre Einfalt wie er es nennet. Die Lebensart verachtet der Weichling, weil es seinem Fleische viel zu wehe thun würde, eine gleiche zu beobachten, mit der Kleidung spottet er, weil sie sich nicht mit der Mode reimt, und sie nicht zum Tanze gemacht ist; und unwissend sind sie freylich, in der heutigen Mode Litteratur. Was gehen sie aber diese Eitelkeiten an? Sie beschäftigen sich dafür mit erbaulichen

Din-

Dingen, und bestreben sich dem Ausspruche des Heylandes zu folgen: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes ꝛc. Ueberhaupt ist der Vorwurf, den man den Mendikanten so oft wegen ihrer Unwissenheit macht, höchst ungereimt, denn so viele grosse und gelehrte Männer aus ihren Orden, so viele fürtrefliche Bücher von Mitgliedern derselben, widerlegen denselben auf eine unwidersprechliche Weise, und nur ein boshafter Feind derselben, oder ein Gedanken leerer Spötter, kan denselben so oft widerholen.

Was auch die Låstrer sagen mögen, so ist ihr Lebenswandel in allen Absichten erbaulich. Ihre meiste Zeit bringen sie mit gottseeligen Uebungen zu. Man gehe in ihre Klöster, und beobachte mit welcher Andacht und Genauigkeit sie dem Gottesdienste abwarten. Alle Arten von Weichlichkeit, womit sich die Weltkinder so viel zu gute thun, sind von ihnen verbannt; nicht nur der Weichlichkeit,

auch

auch allen Bequemlichkeiten haben sie entsagt. Wie rauh ist ihre Kleidung! wie schlecht ihre Speise! wie streng ihr Fasten! wie hart ihr Lager! wie wenig geniessen sie des Schlafes! Von Leuten, die nichts anders lehren, als was die rechtglaubige Kirche billiget, die durch ihren Lebenswandel andern das erbaulichste Beyspiel geben; von solchen kan man gewis nicht sagen, daß sie theologisch betrachtet, unnüze und schädliche Leute seyen.

Was den Schaden betrift, den sie politisch betrachtet, einem Staate verursachen sollen, so hat solches eben so wenig Grund. Auf die Einwürfe wegen Verhinderung der Bevölkerung, habe ich schon oben geantwortet. Wahrlich, wir haben nicht Ursache, eine noch grössere Vermehrung der Menschen zu wünschen. Wenn alle die, im Coelibat lebende Männer, sich auch Weiber nähmen, Kinder zeugten, starke Familien bekämen, wo würde es zu lezt hinkommen. Der wenige

spar=

Dingen, und bestreben sich dem Ausspruche des Heylandes zu folgen: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes 2c. Ueberhaupt ist der Vorwurf, den man den Mendikanten so oft wegen ihrer Unwissenheit macht, höchst ungereimt, denn so viele grosse und gelehrte Männer aus ihren Orden, so viele fürtrefliche Bücher von Mitgliedern derselben, widerlegen denselben auf eine unwidersprechliche Weise, und nur ein boshafter Feind derselben, oder ein Gedanken leerer Spötter, kan denselben so oft widerholen.

Was auch die Lästrer sagen mögen, so ist ihr Lebenswandel in allen Absichten erbaulich. Ihre meiste Zeit bringen sie mit gottseeligen Uebungen zu. Man gehe in ihre Klöster, und beobachte mit welcher Andacht und Genauigkeit sie dem Gottesdienste abwarten. Alle Arten von Weichlichkeit, womit sich die Weltkinder so viel zu gute thun, sind von ihnen verbannt; nicht nur der Weichlichkeit, auch

auch allen Bequemlichkeiten haben sie entsagt. Wie rauh ist ihre Kleidung! wie schlecht ihre Speise! wie streng ihr Fasten! wie hart ihr Lager! wie wenig geniessen sie des Schlafes! Von Leuten, die nichts anders lehren, als was die rechtglaubige Kirche billiget, die durch ihren Lebenswandel andern das erbaulichste Beyspiel geben; von solchen kan man gewis nicht sagen, daß sie theologisch betrachtet, unnüze und schädliche Leute seyen.

Was den Schaden betrift, den sie politisch betrachtet, einem Staate verursachen sollen, so hat solches eben so wenig Grund. Auf die Einwürfe wegen Verhinderung der Bevölkerung, habe ich schon oben geantwortet. Wahrlich, wir haben nicht Ursache, eine noch grössere Vermehrung der Menschen zu wünschen. Wenn alle die, im Coelibat lebende Männer, sich auch Weiber nähmen, Kinder zeugten, starke Familien bekämen, wo würde es zu lezt hinkommen. Der wenige spar-

sparsame Unterhalt, den ihnen die Glaubigen von ihrem Ueberflusse mittheilen, benimmt diesen nichts an ihrer Nahrung; Aber wenn sich noch ein paar tausend Hände mehr, auf den Akerbau und allerley Handwerker legten, so würde ihnen an ihrem Einkommen sehr viel benommen werden. Die Handwerker können sich ohnehin, bey ihrer bereits viel zu grossen Anzahl, durch ihre Arbeit kaum des Hungers erwehren, was würde es alsdenn erst seyn? Träume sind es, daß man immer nach einer noch grössern Anzahl von Einwohnern seufzet.

Doch dieses beweisst nur, daß die Mendikanten einem Staate nicht schädlich seyen; bringen sie aber wohl auch Nuzen. Ich meine ja. Sie lehren die Unterthanen ihre Pflichten, gegen Gott, ihren Regenten, und ihre Nebenmenschen. Sie predigen ihnen von Gehorsam und Liebe, und lehren sie solche durch ihr eignes Beyspiel gegen ihren Obern; kurz sie be-

schäf-

schäftigen sich eifrig gesittete Menschen und gute Unterthanen zu bilden. Sind sie dadurch einem Staate nicht nüzlich? tausendmal nüzlicher, als alle die politische Rechenmeister; welche tausenderley Projekte zur Aufnahme der Handlung, der Künste, des Akerbaues entwerfen, welche in ihren Träumen neue Fabriken und Manufacturen anlegen, und von allen diesen Entwürfen keinen einigen ausführen können, weil sie bey der gegenwärtigen Beschaffenheit der Welt nicht möglich sind.

Allein die Mendikanten sind auch sonst noch auf mancherley Art der menschlichen Gesellschaft, und folglich dem Staate nüzlich. Was für Mühe geben sie sich mit Besuchung und Verpflegung der Armen und Kranken? Von ihrer Armuth theilen sie ihnen mit und durch ihre Vorsprache bey den Vermögenden und Grossen, bringen sie ihnen, eine bessre Verpflegung zu wege. Wie viele arme Landleute, welche weit von einem Arzte entfernt

fernt sind, oder zu unvermögend den Apotheker zu bezahlen, bekommen aus denen Klöstern, die ihnen nöthigen Arzneyen unentgeltlich? Ich hätte weiter oben der Missionen erwähnen sollen, welche diese gute Ordensleute so willig auf sich nehmen, und sich mit der grösten Gedult der härtesten Lebensart, und den grösten Lebensgefahren, mitten unter wilden Nationen unterwerfen, um solchen das Wort Gottes zu predigen, und sie vom Irrthume zu bekehren. Dieses hätte, sage ich, eigentlich zu ihrem theologisch betrachteten Karaktern gehört; doch kan es auch hier seine Stelle finden, denn durch diese Missionen tragen sie noch täglich sehr viel zur Aufklärung menschlicher Kenntnisse bey. Wie viele Nachrichten von ganz unbekannten Völkern haben wir nicht durch sie erhalten? Wie viel haben nicht ihre Missionsberichte, zur Erweiterung der Naturlehre und Erdbeschreibung beygetragen? Also ist man ihnen auch in Ansehung der Wissenschaften, sehr vielen

Dank

Dank schuldig, und sie sind in keinem Betracht unnüze Leute. Nimmt man noch dazu, daß sie sich beständig als gehorsame, friedliebende und ruhige Unterthanen betragen; Daß sie sich in keine Staats-Händel zu mischen begehren; Daß sie andren als Beyspiele von Gottesfurcht, Gelassenheit, Demuth, Mässigkeit und andren christlichen Tugenden vorleuchten, so müssen die Lästerer erstummen und zu Schanden werden. Auch politisch betrachtet, sind also die Mendikanten einem Staate nicht nur nicht unnüze oder schädlich; sondern sie schaffen vielmehr in vielen Stüken grossen Nuzen.

Nach dem bisher gesagten, werde ich nun nicht nöthig haben, weitläuftig von ihrer moralischen Seite zu sprechen. Ihre ganze Lebensart ist der beste Beweis, daß sie in allen Stüken einer reinen und gesunden Moral folgen. Die Gründe der Gegner, bestehen in lauter abgeschmakten, einfältigen, grundfalschen Mähr-

chen und Erdichtungen, von dem was sich hier und da mit einzelnen Mendikanten soll zugetragen haben. Vieles davon ist von ausgesprungnen Mönchen, welche ein zügelloses Leben zu führen, ihre Orden verlassen haben, erdichtet und ausgesprengt worden. Vielleicht haben sich die Fakta, welche sie von andern erzählen, mit ihnen selbst zugetragen. Wenn es aber auch wahr wäre, daß einzelne Glieder des Ordens, sich einmal, in einem oder dem andern Stüke vergangen hätten, denn Nemo omnibus horis sapit. so würde man doch ihre Fehlern welche ohnehin ganz unerheblich sind, nicht dem ganzen Orden zur Last legen können.

Der Verfasser des **Grabs der Bettelmönche**, meint wunder, was er gethan habe, wenn er, um zu zeigen, daß diese einem Staate schädlich seyen, das allerhöchste Kayserl. Königl. Edikt anführet, wodurch alle Verbindung der Klöster mit ihrem auswärtigen Ordens-

ge-

generale aufgehoben wird. Was will er aber damit beweisen? Nicht ein Wort ist in demselben von der Schädlichkeit oder Unnüzlichkeit der Bettelmönche enthalten, und nur von diesem Vorwurfe möchte ich sie befreyen. Man braucht kein grosser Staatsklügling zu seyn, um einzusehen, daß wirklich durch die Verbindung mit dem auswärts residirenden Ordensgenerale, unumgänglich grosse Summen aus dem Lande gehen mussten, und die Wahrheit zu gestehen, so kan es auch ohne alle Verwirrung nicht abgehen, wenn Unterthanen eines Sauverains, noch einem andern auswärtigen Oberhaupte, unmittelbar unterworfen sind. Aber waren die Ordensleute Schuld an dieser Einrichtung? Und wenn eine gewisse Einrichtung in einer gewissen Absicht schädlich ist, sind deswegen auch alle einzelne Personen schädlich, die vermöge der Befehle derjenigen, denen sie zu gehorchen verbunden sind, derselben gemas leben? Wenn also der allerhöchste Monarch für gut be-

funden hat, die Verbindung mit den Ordensgeneralen aufzuheben, so werden sich auch die Mönche, in Demuth den allerhöchsten Befehlen unterwerfen, und es ist kein Zweifel, Se. Kayserl. Königl. Majestät, werden auch bey dem Päbstlichen Hofe auswirken, daß die Mönche, von ihrer Unterwürfigkeit an die Ordensgenerale losgesprochen werden. Sie werden sich gewis nie anders, als gehorsame und getreue Unterthanen bezeugen. Da übrigens in diesem allerhöchsten Kayserl. Königl. Edikte, von einer ganz andern Sache die Frage ist, so sieht man ganz deutlich, wie boshaft man bemühet ist alles herbey zu ziehen, und zu verdrehen, blos um die Mendikanten für unnüze und schädliche Leute ausschreyen zu können.

Der Eid des Gehorsams, welchen die Mönche ihren Ordensgeneralen leisten, enthält gar nichts verfängliches wider die Weltliche Gewalt, oder die Rechte der Souveraine. Die Menschen sind nun ein-

mal

mal so geartet, daß es nothwendig geworden ist, sie durch feyerliche Eide, zu ihren Pflichten zu verbinden. Jede Bedienung, jeder Stand, hat seine besondre. Alle Weltliche Stände müssen besondre Eide zu Beobachtung der ihrigen ablegen, warum will man es denn den Ordensleuten als eine unerlaubte Sache verbiethen? Ist eine schädliche Folge daraus entstanden, in Ansehung politischer Verfassungen, so kan man solchen abhelfen, ohne das ganze System der Ordensleute umzuwerfen. Einen Geistlichen Obern müssen sie doch haben, und diesem müssen sie allezeit Gehorsam geloben. Ohne dieses würde kein Orden mehr bestehen können.

Zu unsren Zeiten kömmt eine Menge kleiner Schriften zum Vorschein welche die Macht der Kirche zu schwächen bemühet sind. Die Menge der Schriftsteller in diesem Fache, gleichet seit kurzer Zeit, einem Schwarm von Heuschreken,

welche in ihrem Fluge die Sonne verfinstern, aber bald ihren Untergang finden. Man wärmt unzähliche, längst abgedroschene Materien wieder auf, kleidet sie in neumodische Schreibart ein, und meint denn Wunder was man gethan habe.

Einige dieser fliegenden Schriften, sind so höchst elend, daß sie gar keine Beantwortung verdienen, und deutlich zeigen, daß sie von Leuten verfertiget sind, welche nicht die geringste Kenntnisse in hiehergehörigen Wissenschaften besizen; andre sind von Leuten verfertiget, welche sich blos damit beschäftigen, alles was zur Religion gehöret, mit feindseeligem Spotte anzugreifen und die ihnen von Gott verliehene Talente, auf die elendeste und niderträchtigste Art anzuwenden. Noch andre haben einigen Schein für sich, sie zeigen, daß sie vieles gelesen, daß sie ziemliche Kenntnisse von der Geschichte, und von den Rechten der Souveraine haben, sie wenden aber ihre Kenntnisse auf

eine sehr verkehrte Art an. Von der lezten Gattung ist derjenige, welcher uns vor kurzem eine Abhandlung, über den Eid, welchen die Bischöffe dem Pabst abzulegen, verhalten sind, geliefert hat.

Dieser Gegenstand hat einen allzugrossen Einflus auf meinen Gegenstand, als daß ich desselben nicht gedenken solte. Auch die Ordensgenerale legen ihren Eid in die Hände des Pabsts ab, und wenn nicht einmal die Bischöffe dem Pabste Gehorsam schwören sollen, so werden es die Ordensgenerale noch vielweniger thun dörfen --- und durch eine natürliche Schlusfolge --- sind auch die Ordensgeistliche, nicht gegen ihre Generale dazu verpflichtet. Ich habe daher die Anmerkungen dieses Schriftstellers selbst über den Eid der Bischöffe, nebst einer kurzen Widerlegung, diesem Werkchen als einen Anhang beygefügt.

Jezt mus ich noch eine Saite berühren, welche vielleicht manchem sehr widrig in den Ohren klingen wird. Allein ich kan mir nicht helfen. Unter die Ursachen, warum man die Mendikanten so sehr zu verschreyen sucht, mus ich auch den Haß der Weltgeistlichen; oder Petriner zählen. Man will den Mendikanten, ja überhaupt allen Ordensbrüdern nicht gestatten, daß sie Pfarreyen besizen, daß sie in Parrkirchen Messe lesen, oder predigen sollen. Gleich nach Entstehung der Mendikanten entstand ein heftiger Streit darüber. Ohngeachtet solcher zu ihrem Vortheile von der Kirche entschieden wurde, so pflanzte sich doch der Haß in den Gemüthern fort, und auch in diesem Jahrhunderte, macht man den Streit wieder in öffentlichen Schriften rege. Tantæne animis cœlestibus iræ?

Weil aber doch dieser so oft widerholte Vorwurf, der manchen nicht zulänglich unterrichteten sehr wichtig vorkommt, auch

auch jezt so sehr wieder rege gemacht wird, so will ich mir doch die Mühe geben, die Gründe, welche die Gegner für sich anführen, etwas näher zu beleuchten und zu beantworten: Gewis ist es, daß aus diesem Grunde die Pfarrer überhaupt, keine gute Freunde der Mendikanten seyn können, weil sie immer befürchten, an ihren Einkünften Schaden zu leiden, wenn auch diesen die Verwaltung des Predigtamts ausser ihren Klöstern zugestanden wird. Was die Pfarreyen betrift, welche durch Schenkungen grosser Herren, gänzlich an die Klöster gekommen sind, so will ich von diesen nicht reden, dasjenige, was sie gethan haben, werden sie nicht ohne Vorbedacht gethan haben, und solche Schenkungen lassen sich nicht widerrufen. Eben so wenig gehört der Beweis hieher, daß die Mendikanten, zur Verwaltung aller geistlichen Verrichtungen tüchtig seyen. Sie werden eben so wie andre, nach allen Vorschriften der Kirche zu Priestern geweihet, warum solten

sie nicht auch alles rechtmässig verrichten können, was andre Priester verrichten? Aber auf die besondren Einwürfe will ich kürzlich antworten, welche der Verfasser der im Grabe der Bettelmönche rc. S. 93. in der Note angeführten Schrift macht.

Man sagt erstlich: Die Mönche könten nicht nach der Klosterregel leben, und zugleich den Kirchendiensten obliegen: Diß gestehe ich gewisser massen zu. Man wird oft zu Kranken gerufen, wenn man ins Chor gehen solte; Tag und Nacht oft bey Kranken zu wachen, verhindert an der ordentlichen Beobachtung der Kloster Regeln; auch die Strenge der Fasten kan nicht allezeit so genau beobachtet werden. Daher pflegt man den Pfarrern in den Klöstern etwas von der gewöhnlichen Strenge nachzulassen. Aber beweisst dieses, daß den Mönchen die Verwaltung weltlicher Pfarren nicht zukomme? oder daß sie unfähig wären, solche zugleich nebst ihrem Klostergelübde zu versehen?

Man

Man thut sich zweytens auf einen Text aus dem Jure Canonico viel zu gut, wo es heißt: **Von den Mönchen, welche schon lange in Klöstern sind, und hernach Priester werden, von diesen Mönchen befehlen wir, daß sie von ihrem vorigen Institute, nicht weichen sollen.** *) Ich möchte doch wissen, wo hier ein Beweis liegen solle, daß es den Mönchen verbothen ist, das Amt eines weltlichen Pfarrers zu verrichten? Vors erste weichen sie dadurch nicht im geringsten von ihrem Institute ab, denn als Priester, haben sie das Recht alle die Seelsorge betreffende Geschäfte zu verrichten, und vors andre, kan es seyn, daß damalige besondre Umstände, den Pabst veranlasset haben, sie wieder an das Verboth ausser dem Kloster umherzuschweifen, zu erinnern, welches aber nicht die geringste Beziehung auf die Verrichtung des Predigtamts und der Seelsorge hat. Aber

Heißt

*) C. 3. de Monach. q. 1.

sie nicht auch alles rechtmässig verrichten können, was andre Priester verrichten? Aber auf die besondren Einwürfe will ich kürzlich antworten, welche der Verfasser der im Grabe der Bettelmönche rc. S. 93. in der Note angeführten Schrift macht.

Man sagt erstlich: Die Mönche könten nicht nach der Klosterregel leben, und zugleich den Kirchendiensten obliegen: Diß gestehe ich gewisser massen zu. Man wird oft zu Kranken gerufen, wenn man ins Chor gehen solte; Tag und Nacht oft bey Kranken zu wachen, verhindert an der ordentlichen Beobachtung der Kloster Regeln; auch die Strenge der Fasten kan nicht allezeit so genau beobachtet werden. Daher pflegt man den Pfarrern in den Klöstern etwas von der gewöhnlichen Strenge nachzulassen. Aber beweisst dieses, daß den Mönchen die Verwaltung weltlicher Pfarren nicht zukomme? oder daß sie unfähig wären, solche zugleich nebst ihrem Klostergelübde zu versehen?

Man

Man thut sich zweytens auf einen Text aus dem Jure Canonico viel zu gut, wo es heißt: **Von den Mönchen, welche schon lange in Klöstern sind, und hernach Priester werden, von diesen Mönchen befehlen wir, daß sie von ihrem vorigen Institute, nicht weichen sollen.** *) Ich möchte doch wissen, wo hier ein Beweis liegen solle, daß es den Mönchen verbothen ist, das Amt eines weltlichen Pfarrers zu verrichten? Vors erste weichen sie dadurch nicht im geringsten von ihrem Institute ab, denn als Priester, haben sie das Recht alle die Seelsorge betreffende Geschäfte zu verrichten, und vors andre, kan es seyn, daß damalige besondre Umstände, den Pabst veranlasset haben, sie wieder an das Verboth ausser dem Kloster umherzuschweifen, zu erinnern, welches aber nicht die geringste Beziehung auf die Verrichtung des Predigtamts und der Seelsorge hat. Aber

Heißt

*) C. 3. de Monach. q. 1.

Heißt es drittens, viele Päbste und Kirchen-Versammlungen, haben ausdrücklich verbothen, daß die Mönche sich nicht in Verrichtungen eindringen sollen, welche den Pfarrern zukommen. Sie sollen nicht taufen, predigen, und so weiter.

Das scheint hart, und ist doch ganz billig. Eindringen sollen sie sich nicht, und dieses Verboth gilt auch noch heut zu Tage. Allein nach diesen alten Verordnungen, vermehrte sich die Zahl der Menschen täglich; die Pfarrer waren nicht mehr zureichend, so grosse Gemeinden zu versehen, die Kirche erlaubte ihnen, Mönche zu Gehülfen zu haben. Eben aus diesem Grunde, helfen sie auch noch heut zu Tage den Weltgeistlichen in ihren Amtsverrichtungen; aber ein Uebel ist dabey, die fleissige Mönche, und besonders die Mendikanten, sind oft bey dem Volke angenehmer, als der Herr Pfarrer. Daher entsteht der Widerwille; daher den Verdacht, daß die Einkünfte zu sehr dadurch möchten ge-

schwächt werden, und daher endlich die elende Bemühung, die Mendikanten, welche doch so ausdrükliche Erlaubnis vor sich haben, vom Altare, vom Predigt und Beichtstule, zu verdrängen.

Allen mit Haaren in dieser Sache herbeygezognen Einwürfen zu begegnen, würde eine allzuweitläufige, und sowohl unnüze als unnöthige Sache seyn, ich will also nur noch ein und andres anführen, welches die Mendikanten von Verwaltung der Pfarreyen, Beichthören, Predigen, u. s. w. ausser ihren Klöstern, ausschliessen soll. Ich werde den Einwurf kurz anführen, und die Beantwortung gleich darunter sezen, die Sache verdient es doch wohl.

1. Man kan zu Verwaltung eines und desselben Amtes, nicht verschiedne Gattungen von Leuten nehmen. Man mus auch niemand zwey Aemter geben, welche nicht miteinander bestehen können;

Heißt es drittens, viele Päbste und Kirchen-Versammlungen, haben ausdrücklich verbothen, daß die Mönche sich nicht in Verrichtungen eindringen sollen, welche den Pfarrern zukommen. Sie sollen nicht taufen, predigen, und so weiter.

Das scheint hart, und ist doch ganz billig. Eindringen sollen sie sich nicht, und dieses Verboth gilt auch noch heut zu Tage. Allein nach diesen alten Verordnungen, vermehrte sich die Zahl der Menschen täglich; die Pfarrer waren nicht mehr zureichend, so grosse Gemeinden zu versehen, die Kirche erlaubte ihnen, Mönche zu Gehülfen zu haben. Eben aus diesem Grunde, helfen sie auch noch heut zu Tage den Weltgeistlichen in ihren Amtsverrichtungen; aber ein Uebel ist dabey, die fleissige Mönche, und besonders die Mendikanten, sind oft bey dem Volke angenehmer, als der Herr Pfarrer. Daher entsteht der Widerwille; daher den Verdacht, daß die Einkünfte zu sehr dadurch möchten geschwächt

schwächt werden, und daher endlich die elende Bemühung, die Mendikanten, welche doch so ausdrükliche Erlaubnis vor sich haben, vom Altare, vom Predigt und Beichtstule, zu verdrängen.

Allen mit Haaren in dieser Sache herbeygezognen Einwürfen zu begegnen, würde eine allzuweitläufige, und sowohl unnüze als unnöthige Sache seyn, ich will also nur noch ein und andres anführen, welches die Mendikanten von Verwaltung der Pfarreyen, Beichthören, Predigen, u. s. w. ausser ihren Klöstern, ausschliessen soll. Ich werde den Einwurf kurz anführen, und die Beantwortung gleich darunter sezen, die Sache verdient es doch wohl.

1. Man kan zu Verwaltung eines und desselben Amtes, nicht verschiedne Gattungen von Leuten nehmen. Man mus auch niemand zwey Aemter geben, welche nicht miteinander bestehen können;

Antw.

Heißt es drittens, viele Päbste und Kirchen-Versammlungen, haben ausdrücklich verbothen, daß die Mönche sich nicht in Verrichtungen eindringen sollen, welche den Pfarrern zukommen. Sie sollen nicht taufen, predigen, und so weiter.

Das scheint hart, und ist doch ganz billig. Eindringen sollen sie sich nicht, und dieses Verboth gilt auch noch heut zu Tage. Allein nach diesen alten Verordnungen, vermehrte sich die Zahl der Menschen täglich; die Pfarrer waren nicht mehr zureichend, so grosse Gemeinden zu versehen, die Kirche erlaubte ihnen, Mönche zu Gehülfen zu haben. Eben aus diesem Grunde, helfen sie auch noch heut zu Tage den Weltgeistlichen in ihren Amtsverrichtungen; aber ein Uebel ist dabey, die fleissige Mönche, und besonders die Mendikanten, sind oft bey dem Volke angenehmer, als der Herr Pfarrer. Daher entsteht der Widerwille; daher den Verdacht, daß die Einkünfte zu sehr dadurch möchten geschwächt

schwächt werden, und daher endlich die elende Bemühung, die Mendikanten, welche doch so ausdrükliche Erlaubnis vor sich haben, vom Altare, vom Predigt und Beichtstule, zu verdrängen.

Allen mit Haaren in dieser Sache herbeygezognen Einwürfen zu begegnen, würde eine allzuweitläufige, und sowohl unnüze als unnöthige Sache seyn, ich will also nur noch ein und andres anführen, welches die Mendikanten von Verwaltung der Pfarreyen, Beichthören, Predigen, u. s. w. ausser ihren Klöstern, ausschliessen soll. Ich werde den Einwurf kurz anführen, und die Beantwortung gleich darunter sezen, die Sache verdient es doch wohl.

1. Man kan zu Verwaltung eines und desselben Amtes, nicht verschiedne Gattungen von Leuten nehmen. Man mus auch niemand zwey Aemter geben, welche nicht miteinander bestehen können;

Antw.

Antw. Wie sehr sind denn die Aemter eines Weltgeistlichen und eines Religiosen, unterschieden? Man sagt: der lezte solle nur für seine Seele sorgen; Ey! ist denn der Weltgeistliche nicht auch schuldig solches zu thun, und hat jener, da er so gut ein Priester ist, als dieser, nicht auch das Amt für die Seelen andrer zu sorgen? Schwacher Einwurf! Die Erfahrung widerlegt ihn am besten, durch den Nuzen, welchen so viele hundert Religiosen, in Pfarrverrichtungen, bey ganzen Gemeinden bereits gestiftet haben.

2. Den Mönchen ist eine ganz andre Lebensart als den Weltgeistlichen vorgeschrieben; Sie gehören also nicht in eine Klasse, und können nicht einerley Aemter verwalten. Die Weltgeistliche leben von den Einkünften ihrer Pfarreyen; die Mönche aber haben ihren Lebensunterhalt auf andre Art, es ist daher höchst ungerecht, wenn sie auch den Weltgeistlichen ihre Einkünfte entziehen wolten.

Antw.

Antw. Die Lebensart der ersten Mönche ist freylich himmelweit von der Lebensart der Weltgeistlichen unterschieden. Sie waren Einsiedler und Layen, heut zu Tag sind die Priester und also berechtiget, alle Priesterliche Verrichtungen auszuüben. Ich bitte meine Leser nochmals, sich an dasjenige zu erinnern, was ich gleich anfangs von den verschiednen Epochen des Mönchsstands gesagt habe. Aber die Schmälerung der Einkünfte der Weltgeistlichen! ja da stekt der Knoten. Wäre die Furcht nicht, solches möchte geschehen, man würde nicht so sehr über die armen Mendikanten schreyen. Allein ist das ihre Schuld, wenn sie sich ein bessres Vertrauen bey der Gemeinde erwerben, als der Pfarrer selbst? Wenn der gemeine Mann ihre faßliche Predigten im Volkstone, lieber hört, als die gelehrten Predigten des ordinären Seelsorgers? Wenn der gemeine Mann, durch ihre Herablassung, Leutseeligkeit und Demuth gerührt,

sich

Antw. Wie sehr sind denn die Aemter eines Weltgeistlichen und eines Religiosen, unterschieden? Man sagt: der lezte solle nur für seine Seele sorgen; Ey! ist denn der Weltgeistliche nicht auch schuldig solches zu thun, und hat jener, da er so gut ein Priester ist, als dieser, nicht auch das Amt für die Seelen andrer zu sorgen? Schwacher Einwurf! Die Erfahrung widerlegt ihn am besten, durch den Nuzen, welchen so viele hundert Religiosen, in Pfarrverrichtungen, bey ganzen Gemeinden bereits gestiftet haben.

2. Den Mönchen ist eine ganz andre Lebensart als den Weltgeistlichen vorgeschrieben; Sie gehören also nicht in eine Klasse, und können nicht einerley Aemter verwalten. Die Weltgeistliche leben von den Einkünften ihrer Pfarreyen; die Mönche aber haben ihren Lebensunterhalt auf andre Art, es ist daher höchst ungerecht, wenn sie auch den Weltgeistlichen ihre Einkünfte entziehen wolten.

Antw. Die Lebensart der ersten Mönche ist freylich himmelweit von der Lebensart der Weltgeistlichen unterschieden. Sie waren Einsiedler und Layen, heut zu Tag sind die Priester und also berechtiget, alle Priesterliche Verrichtungen auszuüben. Ich bitte meine Leser nochmals, sich an dasjenige zu erinnern, was ich gleich anfangs von den verschiednen Epochen des Mönchsstands gesagt habe. Aber die Schmälerung der Einkünfte der Weltgeistlichen! ja da stekt der Knoten. Wäre die Furcht nicht, solches möchte geschehen, man würde nicht so sehr über die armen Mendikanten schreyen. Allein ist das ihre Schuld, wenn sie sich ein bessres Vertrauen bey der Gemeinde erwerben, als der Pfarrer selbst? Wenn der gemeine Mann ihre faßliche Predigten im Volkstone, lieber hört, als die gelehrten Predigten des ordinären Seelsorgers? Wenn der gemeine Mann, durch ihre Herablassung, Leutseeligkeit und Demuth gerührt,

sich

sich in seinen geistlichen Anliegen, lieber an sie wendet?

3. Die Verrichtungen eines Pfarrers und eines Mönchs, sind zu sehr unterschieden. Der Mönch soll in seiner Zelle bleiben, einem beschaulichen Leben obliegen, und nur für seine eigne Seele sorgen. Durch Pfarrverrichtungen wird er zu sehr von seinem Institute abgezogen.

Antw. Die Religiosen sind heut zu Tage keine Einsiedler mehr. Zugleich in der Zelle sizen, und Pfarramtliche Geschäfte versehen, ist freylich ohnmöglich. Aber wo stehet es geschrieben, daß ein Ordensmann beständig in seiner Zelle sizen soll? Wer kan sagen, daß die Mendikanten Orden blos zum beschaulichen Leben

*) Wer kan die Schilderung des ehrwürdigen Pater Antons ohne Rührung lesen, und wie viele Antone giebt es nicht, unter den so verachteten Mendikanten? S. Siegwart, eine Klostergeschichte.

ben errichtet worden seyen, ist nicht vielmehr ihre eben so grosse Pflicht, thätig zu seyn? und stiften sie nicht noch täglich, den grösten Nuzen durch ein thätiges Leben?

4. Wenn ein Ordensmann eine Pfarre hat, so verliert die Kirche und das Publikum. Was er erwirbt, das erwirbt er dem Kloster, und stirbt er, oder kommt sonst weg, so bekommt die Kirche nichts von seinem Vermögen. Ein Weltpriester hingegen giebt entweder seine ganze Verlossenschaft, oder doch einen Theil davon, der Kirche, und das übrige armen Verwandten, und so kömmt es doch dem Publikum zum Nuzen und gelangt nicht ad manus mortuas.

Antw. Diß ist eine Frage, über welche schon viel pro und contra gestritten worden ist. Es gehört aber nicht einmal hieher. Denn diß ist kein Grund, um die Mendikanten von Verwaltung der Pfar-

reyen auszuschliessen, ihr Vermögen mag dem Kloster zufallen, oder nicht.

5. Die Seelsorge ist besser bey den beständigen Pfarren bestellt, als bey Vicarien, wie die Mönche sind. Sie sind nur Miethlinge auf eine Zeitlang. Wenn auch die Heerde ihr bestes Vertrauen auf sie gesezt hat, so verschwinden sie wieder, und andre kommen an ihre Stelle; es ist daher unmöglich, daß man wahre Ehrfurcht vor ihnen haben, oder aufrichtige Liebe zu ihnen tragen könte.

Antw. Daß die Seelsorge besser bey den besoldeten Pfarrern bestellt sey, als bey Vicarien, die Mönche sind, ist noch ein Problem. Daß die Gemeinde sehr oft mehr Liebe und Hochachtung vor die Mendikanten hat, welche bey ihr predigen, Beicht hören, u. s. w. als vor ihrem Pfarrer, das lehrt die Erfahrung. Sind aber diese Schuld daran? Ist nicht vielmehr die Ehrfurcht und Liebe, welche

sie sich durch ihren Umgang zu erwerben wissen, die Ursache davon?

6. Da die Mönche, nicht beständig an einem Orte bleiben, es sey nun, daß sie eine eigne Pfarre versehen, oder nur vikariren, oder endlich nur denn und wenn sich an einem Orte einfinden, um zu predigen und Beichte zu hören; so muß ihr Unterricht nicht vielen Nuzen schaffen, weil ein jeder eine andere Art des Unterrichts hat.

Antw. Dieser Einwurf will gar nichts sagen. Was diejenigen Mönche anbetrift, welche wirklich auf einer Pfarre sind, so wechselt man mit denselben, ohne äusserst erhebliche Ursachen, nicht so leicht. Und die Erfahrung lehret, daß manche dreyssig und mehr Jahre aneinander ihr Amt verwaltet haben. Eben so verhält es sich mit den beständigen Vikarien. Was aber die übrigen betrift, welche nur von Zeit zu Zeit kommen, ihr priesterli-

reyen auszuschliessen, ihr Vermögen mag dem Kloster zufallen, oder nicht.

5. Die Seelsorge ist besser bey den beständigen Parren bestellt, als bey Vicarien, wie die Mönche sind. Sie sind nur Miethlinge auf eine Zeitlang. Wenn auch die Heerde ihr bestes Vertrauen auf sie gesezt hat, so verschwinden sie wieder, und andre kommen an ihre Stelle; es ist daher unmöglich, daß man wahre Ehrfurcht vor ihnen haben, oder aufrichtige Liebe zu ihnen tragen könte.

Antw. Daß die Seelsorge besser bey den besoldeten Pfarrern bestellt sey, als bey Vicarien, die Mönche sind, ist noch ein Problem. Daß die Gemeinde sehr oft mehr Liebe und Hochachtung vor die Mendikanten hat, welche bey ihr predigen, Beicht hören, u. s. w. als vor ihrem Pfarrer, das lehrt die Erfahrung. Sind aber diese Schuld daran? Ist nicht vielmehr die Ehrfurcht und Liebe, welche

sie

sie sich durch ihren Umgang zu erwerben wissen, die Ursache davon?

6. Da die Mönche, nicht beständig an einem Orte bleiben, es sey nun, daß sie eine eigne Pfarre versehen, oder nur vikariren, oder endlich nur denn und wenn sich an einem Orte einfinden, um zu predigen und Beichte zu hören; so muß ihr Unterricht nicht vielen Nuzen schaffen, weil ein jeder eine andere Art des Unterrichts hat.

Antw. Dieser Einwurf will gar nichts sagen. Was diejenigen Mönche anbetrift, welche wirklich auf einer Pfarre sind, so wechselt man mit denselben, ohne äusserst erhebliche Ursachen, nicht so leicht. Und die Erfahrung lehret, daß manche dreyssig und mehr Jahre aneinander ihr Amt verwaltet haben. Eben so verhält es sich mit den beständigen Vikarien. Was aber die übrigen betrift, welche nur von Zeit zu Zeit kommen, ihr priesterli-

ches Amt auszuüben, so ist es offenbar falsch, daß sie keinen Nuzen stiften sollen. Man frage diejenigen, welche Gelegenheit haben, ihres Unterrichts zu geniessen.

7. Die Mendikanten können nebst ihren klösterlichen Verrichtungen nicht die gehörige Zeit auf die Seelsorge wenden, oder sie sind nicht im Stande es zu thun. Sie verstehen nicht, was zur Seelsorge gehört, oder vernachlässigen solche.

Antw. Das erste ist schon oben beantwortet, das leztere ist eine pur lautere Lästerung. Solten Leute, die von der Kirche nach vorhergehender Prüfung, zu Priestern geweihet werden, nicht verstehen, was zur Seelsorge gehört?

8. Ein Mönch und ein Pfarrer, sind widersprechende Dinge. Der Mönch hat Gott versprochen, ihm in der Einsamkeit zu dienen, und nun sucht er Gemeinschaft mit den Menschen, und verläßt das beschau-

schauliche Leben, welches er gelobt hatte. Er hat das Gelübde der Armuth gethan, und nun sammelt er überflüßige Einkünfte, über seinen nothdürftigen Lebensunterhalt, für sich und sein Depositum.

Antw. Daß die heutigen Mönche nicht mehr zum beschaulichen Leben allein verpflichtet seyen, ist schon oft gesagt. Was aber den Vorwurf wegen der Armuth und daraus entstehender Untüchtigkeit zu Pfarramtlichen Verrichtungen betrift, so verräth solcher wieder allzudeutlich, die Sorge, etwas von seinen Einkünften zu verlieren, als daß es sich der Mühe verlohnte, darauf zu antworten.

9. Wenn der Mönch in den Orden tritt, so ist sein eignes Seelenheil der Zwek, warum er solches thut. Warum soll er sich nun der Gefahr aussezen, durch die Sorge für andre Seelen, seine Hauptsorge zu vernachlässigen?

Antw. Das lautet nun einmal gar christlich. Liebe Herren! Laßt doch die ehrliche Mendikanten für sich selbst sorgen. Die Sorge für seine eigne Seele, mus einem jeden Menschen am angelegentsten seyn, und also auch einem Ordensmann. Sollen sie aber deswegen nicht auch für andre Seelen sorgen? Benimmt dieses der Sorge für ihre eigne Seele etwas? Ist es ihnen nicht in ihrer Ordensregel vorgeschrieben, auszugehen in alle Welt, zu predigen, zu lehren, zur Busse zu rufen? Endlich

10. Die Regel fordert, daß ein Mönch kein Eigenthum besizen solle. Wenn ein Mönch eine Pfarrey verwaltet so handelt er diesem Gebothe zuwider. Er zieht Einkünfte, deren seine Brüder nicht theilhaftig werden. Er rast nur alles in sein Depositum zusammen, und diß streitet gegen das Gelübde der Armuth.

Antw. Wie elend! diejenige, welche solche Sachen vorbringen, zeigen deutlich,

lich, daß sie nicht einmal einen Begrif davon haben, wo die Einkünfte, von einem Ordensgeistlichen, der eine Pfarrey verwaltet, oder von einem der nur denn und wenn Messe hält, prediget, oder Beicht hört, hinkommen.

Ich will mich nicht länger dabey aufhalten, so elende Vorspieglungen, verdienen keine ausführliche Antwort. Ich würde nicht einmahl so viel davon gesagt haben, wenn ich nicht alles aus dem Wege hätte räumen wollen, was den Mendikanten fälschlich aufgebürdet wird, und unwissenden Anlaß geben könte, sich eine irrige Vorstellung von ihnen zu machen. Jezt glaube ich, bin ich so ziemlich damit fertig.

Ich habe gezeigt, daß die Mendikanten unschuldige und nüzliche Leute sind. Sie leisten der Kirche und dem Staate nüzliche Dienste, sie leben im Frieden und mischen sich in keine Welthändel. Wo-

her kommt es also daß sie so viele Feinde haben? Ich habe einige Ursachen schon angeführt. Hauptsächlich aber kommt es wohl daher, weil sie ein christliches gottseeliges Leben führen, welches mit den Sitten der heutigen Welt nicht übereinstimmt. Es ist von jeher das Schiksal der Tugendhaften gewesen, daß sie verspottet und verachtet wurden. Dazu kommen aber freylich noch Nebenursachen, derer Triebfedern, Eigennuz, Hochmuth und Neid sind. Aber derjenige, welcher schon so viele Jahrhunderte die heilige Orden unter allen Verfolgungen aufrecht erhalten hat, wird auch jezt alle Lästerungen ihrer Feinde zu Schanden machen.

Was soll das Geschrey, daß die Mendikanten so sehr von ihrer Regel abgewichen seyen, daß sie einer allgemeinen Reformation nöthig haben? ich habe schon erwiesen, daß das Vorgeben von ihrer Abweichung keinen Grund hat. Gesezt aber, es verhielt sich wirklich so, so sind die Leu-

te,

te, welche jezt so viel davon reden und schreiben, gewis diejenige nicht, welche Vorschläge zu einer solchen Reformation thun können; warum überlassen sie also die Sache nicht in Gelassenheit dem kompetenten Richter, der allein hierinn urtheilen kan? ist dieses nicht ein offenbarer Beweis, daß es ihnen weder um das Wohl der Kirche, noch des Staats zu thun ist, und daß sie allein ihren Haß und Neid zu vergnügen suchen?

Es ist möglich, und diß will ich zugeben, daß zuweilen einige Brüder wieder zurükfallen, und die Pflichten ihres Berufs vergessen. Aber kan man daher ihrem ganzen Konvente einen Vorwurf machen? Oder gar den ganzen Orden deswegen beschuldigen, daß er von seiner urspünglichen Regel abweiche? Wenn Vergehungen einzelner Mitglieder bekannt werden, so werden sie nicht gebilliget, sondern scharf bestraft. Aber dazu ist der Gardian eines jeden Klosters im Stande.

Gewis! wenn ein so allgemeines Verderben, wie man vorgeben will, unter den Mendikanten eingerissen wäre, so würde man zu Rom schon lang darauf bedacht gewesen seyn, dieses Aergernis aus der Kirche wegzuschaffen, und wenn sie dem Staate so schädlich wären, würden sie schon lange, auch ohne den Römischen Hof zu fragen, aus manchen Staaten verbannt worden seyn, wie es mit den Jesuiten, lange vor der gänzlichen Aufhebung ihres Ordens geschehen ist. Diß ist das beste Zeugnis für die Unschuld der Mendikanten.

Doch, möchte einer sagen: Die Rede ist ja nicht allein von der Abweichung von ihrer Regel; Eine gesunde Politik, kan ihre allzugrosse Menge nicht dulden. Auf dieses Geschwäz habe ich ausführlich geantwortet. Lasset in Gottes Nahmen ein paartausend Mendikanten mehr in den Klöstern wohnen! wenn sie in die Welt zurük kämen, und sich auf Künste und Handwer-

werker legten, oder auch studirten, wie würde es um den Nahrungsstand aussehen, da schon jezt so viele ehrliche Leute kein Brod finden können?

Von den vielerley Projekten, welche in Ansehung einer Reformation der Mendikanten Orden zum Vorscheine kommen, kan ich jezt nichts sagen. Ich darf mein Werkchen nicht weiter ausdehnen. Meine Absicht war nur zu zeigen, wie unbillig man mit den Mendikanten verfährt. Und ist ihre Nüzlichkeit und Unschädlichkeit erwiesen, so ist die Frage ohnehin nicht von einer Reformation. Zudem sind diese Projekte so unverdaut, so widersprechend, so weit entfernt vom gesunden Menschenverstande, oft so gar gerade zu den Sazungen der Kirche zuwider, daß ihre Ausführung offenbar unmöglich ist.

Da nun die Mendikanten von ihrer Seite keinen Anlaß geben, eine Reforma-

ma-

mation ihrer Orden zu wünschen, so können sie auch zuversichtlich hoffen, daß so wohl das höchste Oberhaupt der Kirche, als die weltliche Souveraine ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sie noch ferner für allen boshaften Angrifen beschüzen werden. Denn Recht mus doch Recht bleiben, und die Lästerer müssen endlich zu schanden werden. Die Zeit, welche alles ans Licht bringt, wird endlich die geheimen Bewegursachen, in ihrem völligen Lichte zeigen, warum man sich sehr bemühet, die Mendikanten zu unterdrüken, und sie mit so vielen falschen Beschaldigungen zu überhäufen.

Anhang.

Anhang.

Ich habe einer Schrift erwähnt, welche unter dem Titel: Abhandlung über den Eid, welchen die Bischöffe dem Pabst abzulegen, verhalten werden, herausgekommen ist. Solche hat zwar keinen eigentlichen Bezug auf dasjenige, was die Mendikanten betrift, weil aber gleichwohl der Eid, welchen diese ihren Ordensgeneralen leisten, ihnen so oft zum Vorwurf gemacht, und sie deswegen wo nicht als schädliche, doch wenigstens für verdächtige Glieder eines Staats ausgeschrien werden, so habe ich nicht ausser meinem Zweke zu seyn geglaubt, noch etwas davon anzuführen. Ist der Eid der Bischöffe an den Pabst unbillig und den Souverainen schädlich, so ist es der Eid der Ordensgenerale auch, so ist es der Eid, welchen die Obern jeder Provinz und jeden Konvents ablegen, ebenfalls, so ist es der

der Eid des Gehorsams, jedes einzelnen Mönchs auch.

Wider die obbemeldte Schrift, und wider die Folgen, welche der Verfasser derselben, aus dem Formular des Eides ziehen will, erschien ein andres kleines Werkchen, unter dem Titel: **Kritik über die Abhandlung von dem Eide der Bischöffe**, in welchem die Rechtmässigkeit desselben behauptet wurde. Da viele sind, welche von dieser Sache werden reden hören, aber nicht wissen, wie der Eid lautet, und da, wenn die Behauptungen des Verfassers der Abhandlung gegründet wären, aus einer nothwendigen Folge, auch alle Eide der Mönche, für den Staat gefährlich und schädlich seyn würden, so habe ich zur Verbannung irriger Begriffe, den Eid nach seinem ganzen Innhalte hier anhängen wollen, und zugleich kürzlich dasjenige angeführt, was für und wider jeden Artikel gesagt wird. Wer will, mag die beeden angezognen Schriftsteller selbst nachlesen.

Von andern hieher gehörigen Streitigkeiten, über die Rechte des Souverains in geistlichen, und des Pabsts in weltlichen Dingen, ist hier der Ort nicht zu reden, ich will nur, daß Unwissende unterrichtet werden, worinn dieser Eid bestehe, und wenn ich das vornehmste von dem, was die beede angezogne Schriftsteller für und darwider gesagt haben, so mag man selbst urtheilen. Der Eid selbst lautet folgender Gestalt.

„ Ich N. Bischof der Kirche N. werde von Nun an und fürohin, dem H. Peter, der H. Römischen Kirche, und dem Pabste N. und seinen ordentlich erwählten Nachfolgern, getreu und gehorsam seyn.

Hier sagt der Verfasser, der Abhandlung, da Treue und Gehorsam, ohne alle Einschränkung versprochen werden, so lassen sie sich auf alles dasjenige ausdehnen, was dem Pabste nur einfallen kan, den Bischöffen aufzutragen, und dise Art des Gehor-

horsams, scheine demjenigen ganz gleich zu seyn, welchen die Jesuiten bey der Profession, ihren Generalen geschworen haben.

Man antwortet aber von der andern Seite: Auf diese Art müsste auch der Gehorsam den der H. Paulus empfiehlt, einem auf gleiche Weise zu uneingeschränkt, zu allgemein, und für den Staat gefährlich scheinen. Der Apostel gebiethe schlecht hin: **Seyd euren Vorstehern gehorsam und unterthänig.** Das Leztere sage noch mehr als die Treue. Der Verfasser fehle darinn, daß er nicht in Betracht ziehe, daß die Verbindlichkeit eines Eides aufhöre, so bald er dem Gewissen zuwider laufe. Auch darinn, daß er meine, alle Bedingungen und Einschränkungen, die sich von selbst verstehen, müssten in dem Eide mit ausdrüklichen Worten angeführt werden. Die Jesuiten gehören nicht hieher

„Ich werde weder selbst etwas thun,
„noch dazu rathen, daß den Päbsten
„das Leben genommen, oder ein Glied
ver-

„ verstümmelt, oder sie in Gefangen-
„ schaft gesezt werden. „

Der Gelehrte von Espen sagt: *) daß der Pabst die Befolgung dieses Artikels, nur von jenen Bischöffen fordern könne, die ihm auch im Zeitlichen unterworfen sind, welche Unterwerfung bey denen in einem andern Staate, nicht bestehen kan.

Hierauf wird geantwortet: daß von Espen nur sage, dieser Artikel gehe die Bischöffe im Kirchenstaate vorzüglich an. Solte es zu viel seyn, eidlich zu versprechen, daß man gegen die verehrungswürdige Person des allgemeinen Vatters der Rechtglaubigen, des höchsten Priesters der Religion, des Nachfolgers Petri, des Fürsten der Apostel — gegen diese erste Person der Christenheit, so viel Ehrerbietigkeit heegen wolle, daß man selbi

*) Van Espen L. I. Tit. 15. de Consecr. Episc. & 10.

dige nicht todschlagen, nicht verstümmeln, nicht wie Missethäter einkerkern wolle. Aus der Geschichte lässt sich lernen, wie und bey was für Gelegenheiten, dieser Eid eingeführet worden; Aus der Geschichte läßt sich lernen, was in den damaligen finstern und verwirrten Zeiten, für Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten, gegen die Päbste, ihre Abgesandten und die ganze Klerisey, sind verübet worden.

„ Ich werde die Absichten des Pabsts,
„ die er mir schriftlich, oder durch sei-
„ nen Nuntius eröfnet, und durch
„ deren Kundmachung, ihm ein Scha-
„ den zugehen könte, niemand entdeken.

Dieser Artikel kan abermal nur die Bischöffe in dem Kirchenstaate verbinden. Es ist wider alle Rechte, daß ein Unterthan, wenn ihm gewis bewusst wäre, was jemand wider seinen Landesfürsten im Schilde führte, dazu schweigen, und diesen nicht warnen solte.

Die

Die Antwort hierauf ist leicht. Daß der Pabst, ohne die Majestätsrechte im geringsten zu kränken, Anschläge fassen kan, zu deren glücklichen Ausführung, kluges Stillschweigen erforderlich ist, ist leicht zu begreifen. Als z. B. wenn es darum zu thun ist, dem Fürsten eine richtige Vorstellung, über die Kabalen gewisser unruhiger und mit den Glaubensfeinden heimlich verstandner Köpfe beyzubringen, oder bey ihm, um eine Vermittlung, in Sachen so die Religion betreffen, anzusuchen. Niemals ließ sich jemand träumen, daß die Gerechtsame eines Landesfürsten, durch eine solche Eidesformel in Gefahr geriethen; Aber Boßheit, Haß und Verbitterung wider die Heilige römische Kirche, biethen jezt einander die Hände, um die weltliche Gewalt wider die Geistliche aufzuhetzen, den Saamen der Uneinigkeit und Verwirrung auszustreuen, und den Feinden der Kirche Jesu Christi Gelegenheit zum Spott an die Hand zu geben.

„ Ich werde den Päbsten nach mei-
„ nem Grad und Stande verhülflich
„ seyn, das Römische Pabstthum und
„ die Regalien des Heiligen Peters,
„ gegen jedermänniglich zu erhalten,
„ und zu beschüzen. „

Hier giebt es mehrere Betrachtungen. Das Wort: Römisches Pabstthum, ist sehr zweydeutig. Es kan den Primat des Römischen Stuhls bedeuten — Nimmt man aber das Wort nach der Bedeutung, so ihm die römische Schmeichler geben, daß der Pabst ein Herr der Monarchen sey --- so mus man wieder sagen, daß jeder Katholik und jeder Bischof, zu widersprechen im Gewissen verbunden ist. Das Wort Regalien ist auch zu unbestimmt. --- Und noch mehr, der Bischof schwört: das Pabstthum und die Regalien des H. Peters, gegen jedermann zu schüzen; also gegen dem Landesfürsten selbst, der doch mit unter dem Jedermann verstanden werden mus. Er

mus

mus sie auch schüzen, nach seinem Grade und Stande. Ein Bischof, ein Abt, ein Pfarrer, jeder nach seinem Grad und Stande, auch die Beichtvätter, sind also verpflichtet, ihre Untergebnen zu ermahnen, sie zu lehren, ihnen zu befehlen, daß sie die Befehle ihres Landesfürsten, in den Fällen übertretten können, wo es vermeintlich auf Vorrechte des Pabsts ankommt.

Auch auf diese Vorspieglungen ist leicht zu antworten. **Römisches Pabstthum** kan nach der authentischen Erklärung, Pabst **Paschals** des zweyten, keinen zweydeutigen Sinn mehr haben. Es bezeichnet den Primat, oder jenes Vorrecht das dem H. Apostel Petrus, vor den übrigen Aposteln, ist zugesagt worden, und das zur Einigkeit, zur Erhaltung des Glaubens, und des Kanonischen Gehorsams, abzielt. **Regalien des H. Petrus**, bezeichnen das so genennte Patrimonium des H. Petri. Diß alles ist schon

längst ausgemacht. Im Originale steht nicht nach meinem Grad und Stande, sondern ohne Nachtheil meines Grads und Standes. *) Eben daher erhellet genugsam, daß schon genugsame Einschränkungen in der Eidesformul selbst liegen, um alle üble Folgerungen zu verhüten, welche übelgesinnte Leute daraus ziehen könten. Ein sehr vorzügliches Beyspiel erläutert die Bedeutung der Worte: Salvo meo ordine. Kayser Heinrich der fünfte, sagte in dem Eide, den er im Jahr 1111. dem Pabst Paschalis dem zweyten ablegte: Domino Papæ Paschali obediam, salvo tamen honore Regni & Imperii, sicut catholici Imperatores catholicis Pontificibus Romanis. Was heisst da wohl, salvo honore

*) Im Texte stehet: Papatum Romanum & Regalia S. Petri adjutor eis ero ad retinendum & defendendum, salvo meo ordine, contra omnem hominem. Was heisst dieses anders, als soweit es mein Stand zuläßt?

nore Regni & Imperii, als: mit Vorbehalt, oder ohne Nachtheil, der Ehre des Reichs? also: salvo Ordine meo, ohne Nachtheil meines Standes.

„ Ich werde dem Legaten des Apostoli-
„ schen Stuls, in seiner Her- und Zu-
„ rukreise, gebührend begegnen, und
„ ihm in seinen etwaigen Bedürfnis-
„ sen behülflich seyn. „

Fremde, besonders von grösserm Range, oder mit einem öffentlichen Karaktere bekleidet, wohl halten und bewirthen, macht dem Fürsten, an den sie geschikt werden, Ehre. Wenn aber zuweilen, wie ohnlängst in Portugall, ein solcher Päbstlicher Abgesandter, seines aufhabenden Karakters vergessen, die Geseze der Gastfreyheit und des Völkerrechts verlezet; und wenn der Landesfürst ihn daher aus seinen Staaten zurükweiset, auch den Unterthanen den Umgang mit einem solchen verbiethet, was soll alsdenn der Bischof oder Abt thun, der diesen Artikel beschworen hat?

Auch hierauf ist nicht schwer zu antworten. Die Verbindlichkeit und Weise, den Apostolischen Legaten gebührend zu begegnen, kan nicht blos aus den Grundsäzen des Völkerrechts hergeleitet werden. Denn daselbst ist die Rede von den Gesandten unabhängiger Mächte. Ein katholischer Fürst aber, macht sich Ehre daraus, öffentlich und werkthätig zu bekennen, unter demjenigen, wie ein Schaaf unter dem Hirten zustehen, welcher einen Apostolischen Gesandten an ihn abschikt. Wenn der Fürst solchen zurükschikt, so geht die Sache selbst, den Principal, nicht den Bischof oder Prälaten an. Die Verbindlichkeit des Bischofs oder Abts, gegen den Apostolischen Legaten, in so fern selbige bejahend ist, sezt moralisches Vermögen, Zeit, Gelegenheit, und andre dergleichen positive Umstände, zum Voraus. Sie hört also in der Ausübung auf, sobald kein Apostolischer Legat mehr vorhanden ist. Was die Geschichte von Portugall betrift, so ist solche, die neusten Zeiten betreffend, noch nicht entwikelt genug.

„ Wenn ich zu einer Synode berufen
„ werde, will ich, ausser einer Kano-
„ nischen Hindernis dabey erscheinen;
„ (Nach Gregor dem siebenden wur-
„ de

„ de hinzugesezt) und solte ich nicht „ kommen können, werde ich meine „ Abgesandte schiken.

Hier ist zu bemerken, daß der Pabst den Bischöffen und Prälaten eines andern Staates, wie seinen natürlichen Unterthanen gebiethet. Von der nothwendigen Erlaubnis der eignen Landesfürsten, geschieht ganz und gar keine Meldung.

Hierauf dient folgendes zur Antwort: Von den bewährtesten Lehrern des Kanonischen Rechts, und besonders in der Wienerischen Synopsis vom geistlichen Rechte, wird unter andern wesentlichen, oder dem Pabst aus göttlicher Einsezung zukommenden Rechten, ohne Einschränkung auch das Recht zuerkennt, Koncilien zusammen zu rufen, denselben vorzusizen, und die gehaltnen zu bestättigen. Diesem Rechte mus nothwendig die gegenseitige Verbindlichkeit der Bischöffe entsprechen, dabey zu erscheinen. Ist zur wirklichen Erfüllung dieser Verbindlichkeit, die Bewilligung des Landesfürsten erforderlich, so werden und müssen die Bischöffe um dieselbe ansuchen, um ihre Verbindlichkeit erfüllen zu können. Schlägt man die Bewilligung ab, so wird die Ausübung dieser

Verbindlichkeit, wieder sittlicher Weise ohnmöglich. Folglich hört sie in actu secundo auf. Warum aber giebt man sich so viele unnüze Mühe, so augenscheinlich unstreitige und unzweifelhafte Dinge, anzufechten?

„ Ich werde alle drey Jahre persönlich,
„ oder durch meinen Abgesandten, die
„ Limina der Apostel besuchen, wenn
„ ich nicht durch eine Apostolische Er-
„ laubnis, davon solte enthoben wer-
„ den. „

Nichts ist von den Päbsten mit so vielen und donnernden Bullen anbefohlen worden, als dieser Besuch – Sixtus ein Mann von grossem Geiste, wolte Rom auf Kosten andrer bereichern. Er wolte die Kräfte der Kirche, weil man glaubte, der Pabst sey unumschränkter Monarch über alle geistliche und zeitliche Güter, auf das genaueste wissen. Er sah, daß jeder Rom besuchender oder beschikender Bischof, ein Stük Geld, um zu zehren, oder Gnaden zu erhalten, mit sich brächte, u. s. w.

Ueber diesen Punkt verlohnt es sich nicht die Mühe zu reden, weil er in unsern

sern Gegenden beynahe völlig aus der Beobachtung gekommen ist. Alles was man über diesen Punkt sagt, lauft darauf hinaus, daß man die Päbste der Ehr- und Geldsucht beschuldiget. Der sonst vor den Römischen Stul gar nicht partheyische van Espen, zeigt den wahren Grund an. Die Bischöffe solten an den Päbstlichen Stul, oder die zu diesem Ende aufgestellte Kongregation der Kardinäle, von dem Zustande ihres Kirchsprengels einen Bericht ertheilen, welcher, wenn er aufrichtig, und der wahren Gestalt der Sachen angemessen ist, von jenen grossen Mängeln mancher Bißthümer, öfters Einsichten beybringen wird, denen von eben demselben Apostolischen Stule, durch schikliche Mittel, billig mus abgeholfen werden.

„ Ohne Vorwissen und Erlaubnis des
„ Päbstlichen Stuls, will ich die zu mei-
„ ner Bischöfflichen Mensa gehörigen
„ Güter, nicht verkaufen, noch verschen-
„ ken, noch verpfänden, noch beschweren,
„ noch durch was immer für eine Art,
„ veräussern. „

Daß die Bischöffe im Kirchen-Staate diesen Artikel beschwören, läßt sich hören — Daß aber Bischöffe andrer Staaten, auf diese Art handeln sollen, ist sehr befremdlich.

lich. In den meisten Staaten, können liegende Güter nicht anders, als mit Vorwissen und Einwilligung der Landesherrschaft, veräussert oder verliehen werden. Aber hier wird nicht nach der Einwilligung derselben gefragt, und man sieht augenscheinlich, daß die Geistlichkeit glaubt, sie sey von aller weltlichen Gerichtsbarkeit frey, und habe wie der Pabst, überall und allenthalben zu befehlen.

Diese boshafte Anmerkung ist gleich widerlegt. Sowohl allgemeine als besondre Kirchenversammlungen, sowohl Päbste und Bischöffe, als Kayser und Fürsten, nahmen jederzeit sorgfältigen Bedacht darauf, daß die geistliche Güter und milde Stiftungen, in gutem Stande erhalten und nicht veräussert werden solten. Schon 1039 gab Kayser Konrad der zweyte ein Gesez wegen Nichtveräusserung der geistlichen Güter heraus. Und wer noch einen Zweifel daran hat, der lese mit gebührender Aufmerksamkeit, die Schlüsse der allgemeinen Trientinischen Kirchenversammlung. *) Weiter habe ich über diesen Punkt nichts zu sagen.

„ Ich werde nach allen meinen Kräften
„ beobachten, und auch von andern be-
„ ob-

*) Seff. 25. c. 11. und Cap. 20. de Reform.

„ obachten machen, die Regeln der hei„ ligen Vätter, die apostolischen De„ krete, Ordinationen, Dispositionen, „ Vorbehälte, Provisionen und Kom„ missionen „

Dieser Artikel enthält all erdenkliches, und um solchem mehr Ansehen zu geben, ist der Anfang von den Regeln der heiligen Vätter, von Dekreten und Koncilien, gleich als ob dieselbe Päbstlicher Vorbehälte, Provisionen und Kommissionen, vonnöthen hätten — Dieses Formular überhaupt, ist daher beleidigend für das Ansehen und die Majestät des Landesherrn, widerstrebt der Ruhe und guten Regierung der Unterthanen; und ist dem Bischoffe, der unausbleiblich auf der einen oder andern Seite, wider seine Pflichten anstossen mus, zu befolgen nicht möglich. Mithin solte man es von keinem neuen Bischoffe beschwören lassen.

Hierauf dienet zur Antwort: daß jeder Bischof, ja ein jeder Katholik, den Primat des Römischen Stuls, anzuerkennen und zu schüzen schuldig sey. Was bedeuten die Obedientia Canonica, die Erkennung und Schüzung des Primats, wenn es nicht leere Wörter und Schattenbilder sind, als die Beobachtung der Kanonen, oder Regeln der heiligen Vätter, und daß der,

der, so den Primat wirklich anerkennet, die von dem Apostolischen Stule gemachten Verordnungen, oder ihm geschehenen Aufträge, mit Ehrerbietung annehme? Vielleicht hat der Verfasser obgedachter Abhandlung, selbst schon aus der Trientinischen Glaubensformel eidlich verheissen: Sanctam, catholicam, & apostolicam Romanam ecclesiam, omnium ecclesiarum matrem & magistram agnosco, Romanoque Pontifici, beati Petri, apostolorum Principis Successori ac Jesu Christi Vicario, veram obedientiam spondeo ac juro. Cætera item omnia, a sacris Canonibus, & Oecumenicis Conciliis, ac præcipue a Sacrosancta Tridentina Synodo tradita, definita & declarata, indubitanter recipio atque profiteor. Hier ist gewis, wie in dem Eidesformular der Bischöffe, alles erdenkliche enthalten; mus also auch dieses Formular abgethan werden? Was die Provisionen und Vorbehälte betrift, so ist derselben wahrer Sinn, durch die Concordaten und rechtmässige Observanz, genug bestimmt.

Und so viel von diesem. Ein verständiger und unpartheyischer Leser mag nun urtheilen, ob so eine Eidesformel, mit ausdrüklicher Ausnahme der Standespflichten

ten begränzt, von dem Oberhaupte der Kirche, authentisch ausgelegt, von ununterbrochnem Gebrauche vieler Jahrhunderte bestättiget, von viel tausenden Erzbischöffen und Bischöffen gebraucht und in Ehren gehalten, in feyerlichen Concordaten mit eingeschlossen — ob eine solche Eidesformel mit Grunde als beleidigend gegen die Majestätsrechte, als gefährlich für die gemeine Ruhe, und als anstössig für jene, die selbige abschwören, könne angesehen werden.

Es giebt eine Gattung von Leuten, welche nur Unruhe, Spaltungen und Feindseeligkeiten, zwischen der geistlichen und weltlichen Macht zu erregen suchen. Sie sind in der That die verbittersten Feinde der ganzen Hierarchie, des Oberhaupts der Kirche, der apostolisch katholischen Kirche selbst. Aber sie wollen als offenbare und erklärte Feinde, nicht angesehen werden, zweifelsohne, um der Kirche noch mehr Schaden zufügen zu können.

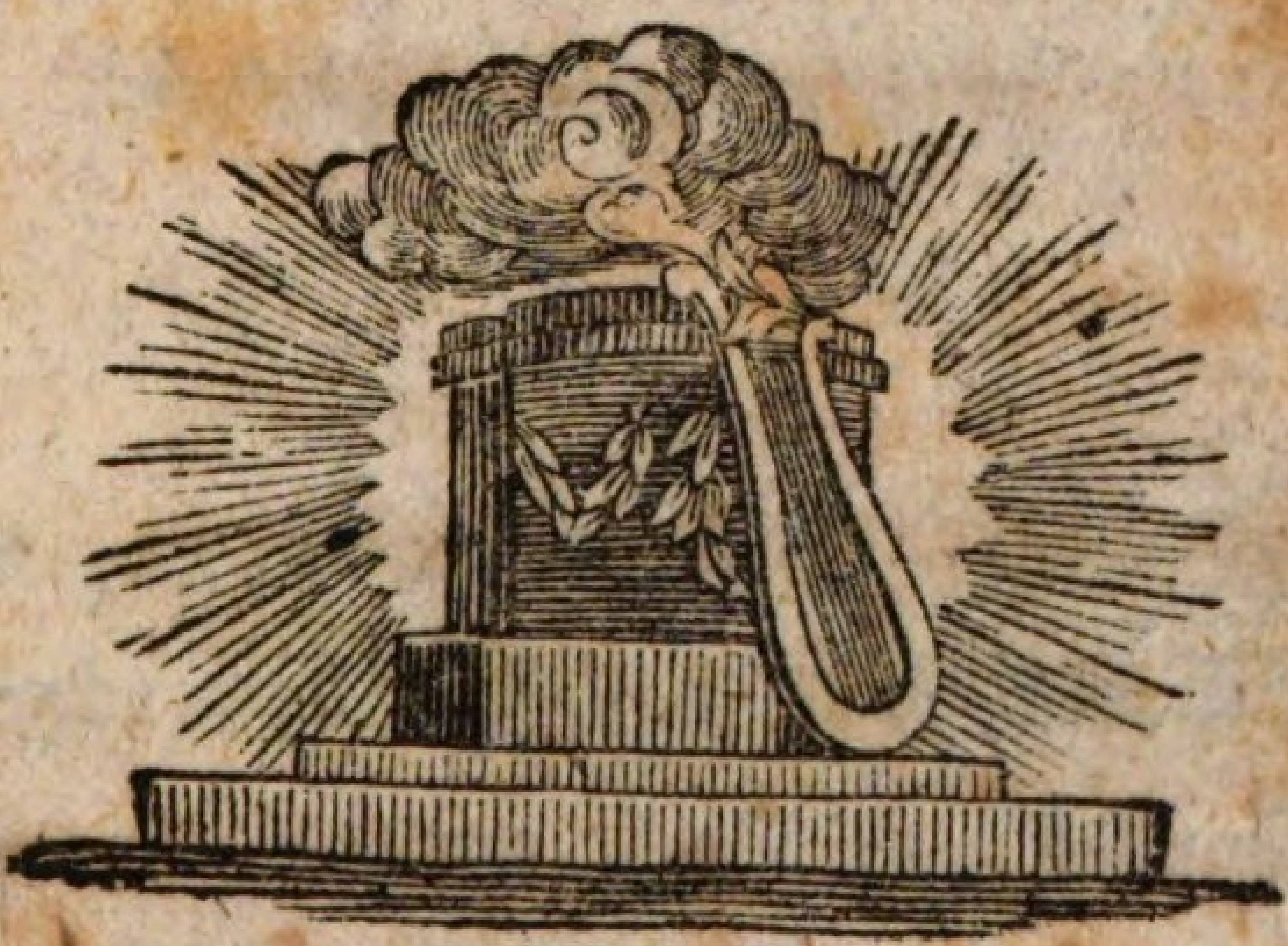
Alles bisher angeführte, beziehet sich auch im Kleinern, auf die Mönchsorden. Man will ihnen ein Verbrechen daraus machen, daß sie einem auswärtigen Oberhaupte, vermöge ihrer Ordensregeln Gehorsam schwören; aber will man denn nie einen Unterschied machen lernen, zwischen

den Pflichten gegen die Kirche, und zwischen den Pflichten gegen den Landesherrn? Werden sie denn durch ihren Ordenseid, von den Pflichten gegen diesen losgesprochen? Bezeugen sie sich nicht immer als getreue und gehorsame Unterthanen? So lange man sie nicht überzeugen kan, daß sie hierinne von dem rechten Wege abweichen — und das wird niemals geschehen — So lange ist auch aller Lermen, alles Geschrey, alle Lästerung umsonst. Aus dem was ich in diesen wenigen Blättern gesagt habe, erhellet deutlich genug, für Unpartheyische, daß sie nicht unnüze und schädliche, sondern nüzliche und gute Mitglieder eines Staates sind. Sie haben keiner Reformation nöthig. Deswegen habe ich auch die Zeit nicht damit verderben mögen, die elende Projektmacher derselben, weitläufig zu widerlegen. Die Mendikanten sind es übrigens gewohnt, ungegründeten Spott und Tadel über sich ergehen zu lassen, denn das ist von jeher das Schiksal aller Tugendhaften gewesen. Aber die Sonne vertreibt endlich alle Nebel, und wenn sie durch Gedult und Gelassenheit, alle Lästerungen überwunden haben, wird auch die Zeit kommen, da sie freudig ihre Augen gen Himmel mit Dank erheben und mit gerührter Seele, werden ausrufen können:

Tandem bona causa triumphat.

Fragmente
geiſtlicher
Politik.

Jupiter eſſe pium ſtatuit, quodcunque iuvabit.



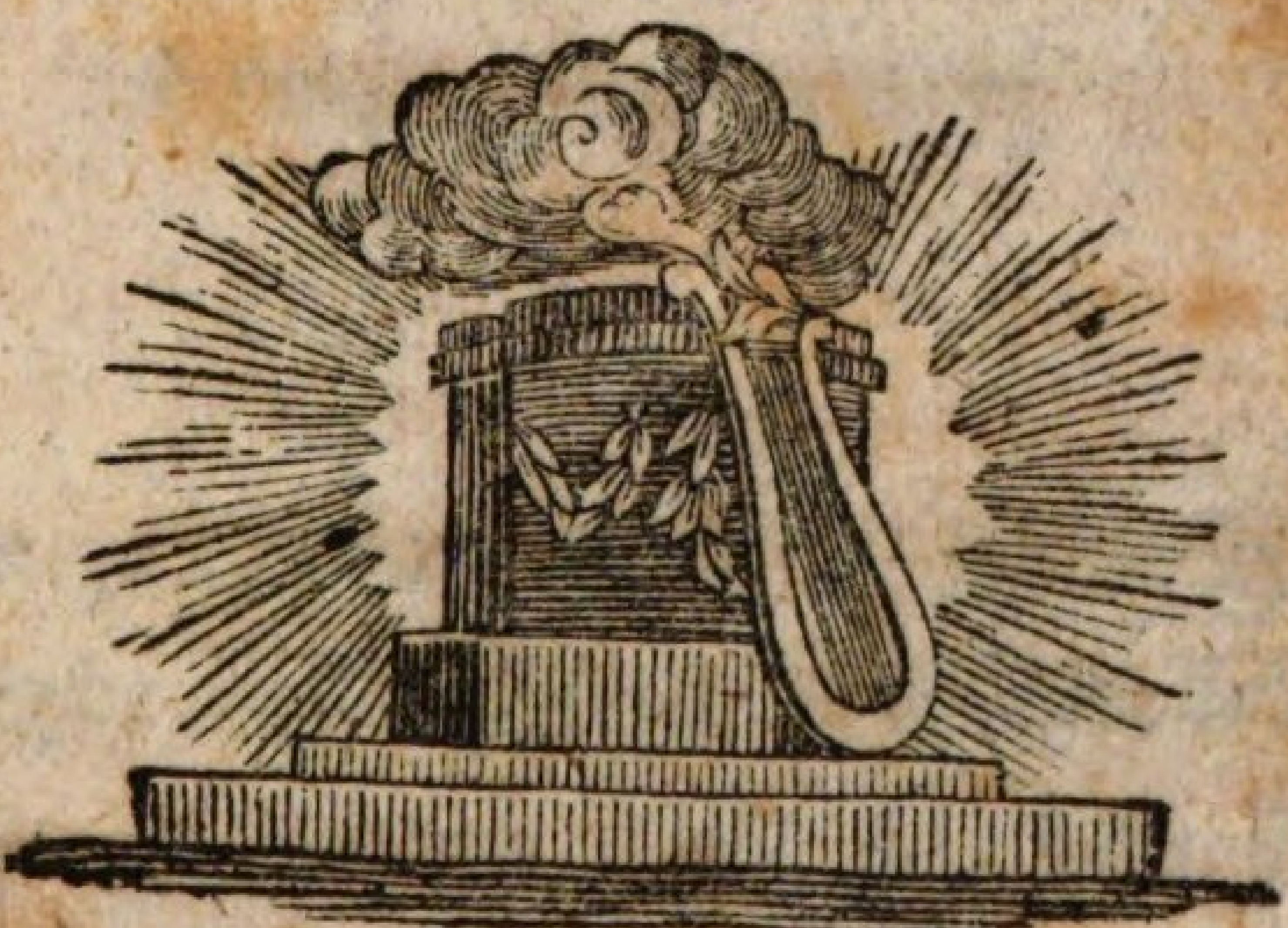
1782.

den Pflichten gegen die Kirche, und zwischen den Pflichten gegen den Landesherrn? Werden sie denn durch ihren Ordenseid, von den Pflichten gegen diesen losgesprochen? Bezeugen sie sich nicht immer als getreue und gehorsame Unterthanen? So lange man sie nicht überzeugen kan, daß sie hierinne von dem rechten Wege abweichen — und das wird niemals geschehen — So lange ist auch aller Lermen, alles Geschrey, alle Lästerung umsonst. Aus dem was ich in diesen wenigen Blättern gesagt habe, erhellet deutlich genug, für Unpartheyische, daß sie nicht unnüze und schädliche, sondern nüzliche und gute Mitglieder eines Staates sind. Sie haben keiner Reformation nöthig. Deswegen habe ich auch die Zeit nicht damit verderben mögen, die elende Projektmacher derselben, weitläufig zu widerlegen. Die Mendikanten sind es übrigens gewohnt, ungegründeten Spott und Tadel über sich ergehen zu lassen, denn das ist von jeher das Schiksal aller Tugendhaften gewesen. Aber die Sonne vertreibt endlich alle Nebel, und wenn sie durch Gedult und Gelassenheit, alle Lästerungen überwunden haben, wird auch die Zeit kommen, da sie freudig ihre Augen gen Himmel mit Dank erheben und mit gerührter Seele, werden ausrufen können:

Tandem bona causa triumphat.

Fragmente geistlicher Politik.

Jupiter esse pium statuit, quodcunque iuvabit.



1782.

Ein fliegendes Blatt ist doch immer noch der einzige Weg des Profanen zum Ohre des gemeinen Mannes; wie rechtfertiget sich also wol das Vorurtheil einer gewissen Gattung Leute wider Piesen dieser Art? —

I.

Heilige Kunstgriffe, die vorgebliche Religionsspötter zu stürzen.

Wem gab jemals ein Volk solche Mittel in die Hände, aller Herzen nach jeder beliebigen Seite zu wenden, als wie dem Priester? — Seine Stimme donnert von den Kanzeln, wispelt in den Beichtstühlen, und schleichet sich bis zum Ohre vertrauter Gesellschafter hin; nur ihm ist es gegönnet, vor tausend Menschen in stolzesten Tempeln her-

vorzutretten, und zu sagen: Seht! ich stehe da an Gottes statt, und der Geist des Allerhöchsten spricht aus meinem Munde; nur ihm öfnet sich das Innerste der Herzen, welches der Sohn seinem Vater verschließt, und dem geliebtesten Gatten immerhin ein Geheimnis bleibt; nur ihm betet der andächtige Pöbel mit zitternden Lippen nach, und schwört im blinden Glauben auf seine Worte. Ganz mächtig müssen also die geistliche Angriffe auf der schwachen Laienseite einer enthusiastischen Religion ausfallen, und bedeutend sind die Folgen des Mißbrauches.

I.

Alles hat seine Periode, und so auch die Gegenstände geistlicher Beredsamkeit. Noch gar nicht lange ist es, daß die Krämpfungen und die rheumatische Fieber in unserm medicinischen Fache das Gepräg der Mode tragen, welches ehehin dem Paroxismus und Alterationen zukam. Und eben so wird es auch nicht gar viel länger seyn, daß der Prediger

digerturnus von der Unzucht auf die Freidenker übergieng; nun trift also die Reihe die heutigen Freigeister, oder Leute, die, von aller Gnade einer Offenbarung verlassen, nach dem reinen Lichte einer unbefangenen Vernunft, und nach der blosen Theologie der einfachen Natur dahin leben, nur darinn hauptsächlich von dem ächten Christen unterschieden, daß sie meistens eben dasjenige, aber nur aus natürlichem Triebe, thun, was jene, ihre Mysterien und Ceremonien ausgenommen, als Pflichten ihrer Religion verrichten. Ferne sey es von mir, dieser Gattung Menschen das Wort zu führen, nein, es ist mir eine ganz ausgemachte Sache, daß Kanzelreden dieser Art am nächsten zum Zwecke führen, nur das wünschte ich dabey, daß ein christliches Mitleiden und passende Belehrungen in die Stelle gebietherischer Verdammungssprüche träten, und statt, daß Scheiterhaufen drohen, und Bannstrale blitzen, gründliche Vernunftschlüsse meinen Verstand erleuchteten. Bei der Beschaffen-

heit der heutigen Predigten aber, steht so etwas freilich nimmermehr zu hoffen; denn unser geistlicher Redner spricht nur auf seinem Katheder zwey Wörtchen, um zwo Stunden lang davon zu reden, äft einzelne Sprüche junger Stutzer nach, macht selbige, von ihrem Zusammenhange aufgelößt, durch gar artige Töne, und Grimassenreiche Mine lächerlich, schildert von so einem Menschen schwärtzere Ideen, als sein Habit ist, schreit ihn für einen Gotteslä͏̈ugner, und als einen Unmenschen aus, und heißt endlich seine Worte, Gift, und seinen Umgang, Tod; ihn fliehen, ihn hassen, Pflicht; und ihn verfolgen, Verdienst. Die eingeschaltete Episoden und Einkleidungen sind eben soviele, nicht gar zu feine Satyren, die meistens noch darzu Vorgesetzte zu ihrem Gegenstand haben, sie sind partheiische Kritiken ungelesener Brochüre, die freilich weniger, als hie und da eine Predigt, die Censur verdienten, und deren oft auch unschuldigste Sätze, so manchen derben Widerleger finden, indeß

daß

daß keiner, der lieber der Welt Nutzen, als der Wahrheit traurige Opfer bringen will, sich des Priesters noch so dreisten Aufforderungen entgegensetzt. Sie sind endlich nichts, als ein durchsichtiges Gewebe, von weibischen Tönen, und kläglich verstellten Seufzern zusammengesponnen, das weichen Herzen die treuvolle Liebe zu ihren Vorgesetzten raubt, allgemeinen Abscheu vor Aufklärung verbreitet, und Haß gegen den Rechtschaffenen erreget, der from ist, ohne andächtig; und gelehrt, ohne boshaft zu seyn. Möchten doch diese Hirten des Volkes nur ein wenig dafür bedenken, daß die bösartige Wirkung, welche ihre Rede in den Herzen der Zuhörer hervorbringt, dem ächten Endzwecke mehr wider: als entspreche, und daß der, welcher die Wissenschaften zu seinen Gegenfüßlern macht, gewiß seine Stütze auf Dummheit baue.

2.

Was eine feine Bescheidenheit von der Kanzel verbannt, wird ein Reservat für die

heit der heutigen Predigten aber, steht so etwas freilich nimmermehr zu hoffen; denn unser geistlicher Redner spricht nur auf seinem Katheder zwey Wörtchen, um zwo Stunden lang davon zu reden, äft einzelne Sprüche junger Stutzer nach, macht selbige, von ihrem Zusammenhange aufgelößt, durch gar artige Töne, und Grimassenreiche Mine lächerlich, schildert von so einem Menschen schwärzere Ideen, als sein Habit ist, schreit ihn für einen Gotteslaugner, und als einen Unmenschen aus, und heißt endlich seine Worte, Gift, und seinen Umgang, Tod; ihn fliehen, ihn hassen, Pflicht; und ihn verfolgen, Verdienst. Die eingeschaltete Episoden und Einkleidungen sind eben soviele, nicht gar zu feine Satyren, die meistens noch darzu Vorgesetzte zu ihrem Gegenstand haben, sie sind partheiische Kritiken ungelesener Brochüre, die freilich weniger, als hie und da eine Predigt, die Censur verdienten, und deren oft auch unschuldigste Sätze, so manchen derben Widerleger finden, indeß

daß

daß keiner, der lieber der Welt Nutzen, als der Wahrheit traurige Opfer bringen will, sich des Priesters noch so dreisten Aufforderungen entgegensetzt. Sie sind endlich nichts, als ein durchsichtiges Gewebe, von weibischen Tönen, und kläglich verstellten Seufzern zusammengesponnen, das weichen Herzen die treuvolle Liebe zu ihren Vorgesetzten raubt, allgemeinen Abscheu vor Aufklärung verbreitet, und Haß gegen den Rechtschaffenen erreget, der from ist, ohne andächtig; und gelehrt, ohne boshaft zu seyn. Möchten doch diese Hirten des Volkes nur ein wenig dafür bedenken, daß die bösartige Wirkung, welche ihre Rede in den Herzen der Zuhörer hervorbringt, dem ächten Endzwecke mehr wider: als entspreche, und daß der, welcher die Wissenschaften zu seinen Gegenfüßlern macht, gewiß seine Stütze auf Dummheit baue.

2.

Was eine feine Bescheidenheit von der Kanzel verbannt, wird ein Reservat für die

heit der heutigen Predigten aber, steht so etwas freilich nimmermehr zu hoffen; denn unser geistlicher Redner spricht nur auf seinem Katheder zwey Wörtchen, um zwo Stunden lang davon zu reden, äst einzelne Sprüche junger Stutzer nach, macht selbige, von ihrem Zusammenhange aufgelößt, durch gar artige Töne, und Grimassenreiche Mine lächerlich, schildert von so einem Menschen schwärtzere Ideen, als sein Habit ist, schreit ihn für einen Gottesläugner, und als einen Unmenschen aus, und heißt endlich seine Worte, Gift, und seinen Umgang, Tod; ihn fliehen, ihn hassen, Pflicht; und ihn verfolgen, Verdienst. Die eingeschaltete Episoden und Einkleidungen sind eben soviele, nicht gar zu feine Satyren, die meistens noch darzu Vorgesetzte zu ihrem Gegenstand haben, sie sind partheiische Kritiken ungelesener Brochüre, die freilich weniger, als hie und da eine Predigt, die Censur verdienten, und deren oft auch unschuldigste Sätze, so manchen derben Widerleger finden, indeß

daß

daß keiner, der lieber der Welt Nutzen, als der Wahrheit traurige Opfer bringen will, sich des Priesters noch so dreisten Aufforderungen entgegensetzt. Sie sind endlich nichts, als ein durchsichtiges Gewebe, von weibischen Tönen, und kläglich verstellten Seufzern zusammengesponnen, das weichen Herzen die treuvolle Liebe zu ihren Vorgesetzten raubt, allgemeinen Abscheu vor Aufklärung verbreitet, und Haß gegen den Rechtschaffenen erreget, der from ist, ohne andächtig; und gelehrt, ohne boshaft zu seyn. Möchten doch diese Hirten des Volkes nur ein wenig dafür bedenken, daß die bösartige Wirkung, welche ihre Rede in den Herzen der Zuhörer hervorbringt, dem ächten Endzwecke mehr wider: als entspreche, und daß der, welcher die Wissenschaften zu seinen Gegenfüßlern macht, gewiß seine Stütze auf Dummheit baue.

2.

Was eine feine Bescheidenheit von der Kanzel verbannt, wird ein Reservat für die

Busstühle, und wer den Mönch hierinn für so grob weg, wie seine Kutte, hält, darf selbst der Kutte noch an Feinheit nachstehen. Mancher Mann, dessen redliches Herz stets treu für seinen Monarchen schlug, klagt sich mit reumüthigen Herzen an, dessen tiefeste Einsichten in das Ganze aus bloser Kurzsichtigkeit getadelt zu haben, und itzt heißt ihn sein Gewissensrath um mehrere Erleuchtung seines Fürsten beten, und erniedriget das Haupt der Staaten bis unter die unsaubern Füsse eines Mönchen.

Der gute Mann, gewiß er hätte an seinem eigenen Gewissen ein weit treueres Landeskind gefunden, wenn er selbigem anders Zutritt gelassen hätte, sein Beichtvater zu seyn. — Dort kommt eine zärtliche Gattinn durch skrupulöses Zureden beängstiget, zur Busse hin, und auf ihre Knie hingeworfen, seufzet sie, daß sie ihren Gatten, sonst den besten Mann, itzt weniger liebe, weil er nebst dem Betbuch und Kalender auch ein und anderes weltliches Buch zu Zeiten in

Handen habe. Unglücklich genug, sagt der Gewissensfreund, in so gottlose Hände gefallen zu seyn, können sie nun nichts mehreres thun, als mir diese Bücher bringen, seine Gesellschafter ausbieten, und ihn unaufhörlich zur Andacht ermuntern. Tausend häußliche Verdrüßlichkeiten, wechselweises Mißvergnügen, und eine immerhin unglückliche Ehe, sind izt die traurige Folgen jener heiligen Verrichtung, die von ihrem Einsetzer nur der Beruhigung christlicher Herzen geweihet war.

3.

Heilig ist das Wort des Herrn, heilig die Buß, aber ruchlos ist die heutige Benutzung dieser so heiligen Aemter, und entehrend ihr Misbrauch. Der ganzen Stadt ist nun bereits die schwärzeste Idee von einem Freygeist eingeprägt, und wenn das Wort: Freygeist, noch einmal ganz zerlegt, nichts anders, als einen freyen, einen von Vorurtheil freyen Geist bedeutet, so glaubt er doch,

 ihn

Busstühle, und wer den Mönch hierinn für so grob weg, wie seine Kutte, hält, darf selbst der Kutte noch an Feinheit nachstehen. Mancher Mann, dessen redliches Herz stets treu für seinen Monarchen schlug, klagt sich mit reumüthigen Herzen an, dessen tiefeste Einsichten in das Ganze aus bloser Kurzsichtigkeit getadelt zu haben, und itzt heißt ihn sein Gewissensrath um mehrere Erleuchtung seines Fürsten beten, und erniedriget das Haupt der Staaten bis unter die unsaubern Füsse eines Mönchen.

Der gute Mann, gewiß er hätte an seinem eigenen Gewissen ein weit treueres Landeskind gefunden, wenn er selbigem anders Zutritt gelassen hätte, sein Beichtvater zu seyn. — Dort kommt eine zärtliche Gattinn durch skrupulöses Zureden beängstiget, zur Busse hin, und auf ihre Knie hingeworfen, seufzet sie, daß sie ihren Gatten, sonst den besten Mann, itzt weniger liebe, weil er nebst dem Betbuch und Kalender auch ein und anderes weltliches Buch zu Zeiten in

Handen habe. Unglücklich genug, sagt der Gewissensfreund, in so gottlose Hände gefallen zu seyn, können sie nun nichts mehreres thun, als mir diese Bücher bringen, seine Gesellschafter ausbieten, und ihn unaufhörlich zur Andacht ermuntern. Tausend häußliche Verdrüßlichkeiten, wechselweises Mißvergnügen, und eine immerhin unglückliche Ehe, sind itzt die traurige Folgen jener heiligen Verrichtung, die von ihrem Einsetzer nur der Beruhigung christlicher Herzen geweihet war.

3.

Heilig ist das Wort des Herrn, heilig die Buß, aber ruchlos ist die heutige Benutzung dieser so heiligen Aemter, und entehrend ihr Misbrauch. Der ganzen Stadt ist nun bereits die schwärzeste Idee von einem Freygeist eingeprägt, und wenn das Wort: Freygeist, noch einmal ganz zerlegt, nichts anders, als einen freyen, einen von Vorurtheil freyen Geist bedeutet, so glaubt er doch,

ihn fliehen, sey Heil; ihn hassen, Rettung; ihn unterdrücken, des Allerhöchsten Gebot. Wenn nun dies vorausgesetzt ist, so wird mir ja die ganze vernünftige Welt zugeben, daß ich meinen Nebenmenschen auf keine mögliche Art in der ganzen Stadt tiefer heruntersetzen, und ihn verläumderischer nachreden kann, als wenn ich ihn ausdrücklich oder gar ganz still und verdeckt, als einen Freygeist anschwärze. Sagt denn da nicht dieser einzige Satz: der ist ein Freygeist; eben so viel, als alle Verfluchungen von den Kathedern, als alle Schilderungen in den Büchern, als alle Verabscheuungen dieser Leute im gesellschaftlichen Umgange nur immer begreifen mögen? — Machen nicht diese wenige Worte jede Predigt zu einer Verläumdungsrede für diesen Unglücklichen, und kann ein dadurch untergrabenes Glück des hofnungsvollesten Jünglings jemals verantwortet werden? Wie unendlich gefährlicher muß also erst noch eben diese Rede werden, wenn selbst der Priester, dem die Kanzel eigen ist, in entscheidendem Tone

kurz

kurz vor seiner Predigt oder im Beichtstuhl, oder in Gesellschaften den Umgang mit diesem oder jenem untersagt, oder auf gewisse Leute deutet? Wendet da nicht der Zuhörer die ganze Rede auf diesen oder jenen bestimmten Mann? Wird nicht jedes Wort Verläumdung? Der Priesterschaft stechen nun allgemach jene aufgeklärte Köpfe in die Augen, die weit zu bescheiden sind, als daß sie den ganzen Staat der Kirche zu einem Opfer dahin geben sollten, die mehr Nutzen an Stiftungen für arme Mitbürger, als an den Versammlungen reicher Geistlichen finden, die Werke, welche der Menschheit Ehre machen, aus sanftem Triebe der Natur verrichten, ohne daß sie erst durch Himmel und Höll müssen dazu aufgebothen werden. Und eben diese unschuldige Seelen werden itzt der traurige Gegenstand dieser finstern Rache, Und eben das ist, was mich schmerzet. Auch ich eifre für meine Religion; aber Leute, die an sich selbst schon unglücklich sind, hie und dort noch unglücklicher zu machen, nein, das

ist

ihn fliehen, sey Heil; ihn hassen, Rettung; ihn unterdrücken, des Allerhöchsten Gebot. Wenn nun dies vorausgesetzt ist, so wird mir ja die ganze vernünftige Welt zugeben, daß ich meinen Nebenmenschen auf keine mögliche Art in der ganzen Stadt tiefer heruntersetzen, und ihn verläumderischer nachreden kann, als wenn ich ihn ausdrücklich oder gar ganz still und verdeckt, als einen Freygeist anschwärze. Sagt denn da nicht dieser einzige Satz: der ist ein Freygeist; eben so viel, als alle Verfluchungen von den Kathedern, als alle Schilderungen in den Büchern, als alle Verabscheuungen dieser Leute im gesellschaftlichen Umgange nur immer begreifen mögen? — Machen nicht diese wenige Worte jede Predigt zu einer Verläumdungsrede für diesen Unglücklichen, und kann ein dadurch untergrabenes Glück des hofnungsvollesten Jünglings jemals verantwortet werden? Wie unendlich gefährlicher muß also erst noch eben diese Rede werden, wenn selbst der Priester, dem die Kanzel eigen ist, in entscheidendem Tone

kurz

kurz vor seiner Predigt oder im Beichtstuhl, oder in Gesellschaften den Umgang mit diesem oder jenem untersagt, oder auf gewisse Leute deutet? Wendet da nicht der Zuhörer die ganze Rede auf diesen oder jenen bestimmten Mann? Wird nicht jedes Wort Verläumdung? Der Priesterschaft stechen nun allgemach jene aufgeklärte Köpfe in die Augen, die weit zu bescheiden sind, als daß sie den ganzen Staat der Kirche zu einem Opfer dahin geben sollten, die mehr Nutzen an Stiftungen für arme Mitbürger, als an den Versammlungen reicher Geistlichen finden, die Werke, welche der Menschheit Ehre machen, aus sanftem Triebe der Natur verrichten, ohne daß sie erst durch Himmel und Höll müssen dazu aufgebothen werden. Und eben diese unschuldige Seelen werden itzt der traurige Gegenstand dieser finstern Rache, Und eben das ist, was mich schmerzet. Auch ich eifre für meine Religion; aber Leute, die an sich selbst schon unglücklich sind, hie und dort noch unglücklicher zu machen, nein, das

ist

ist nicht mein Werk, noch Gottes Befehl; für meine irrende Brüder ist Beten meine Pflicht, und für meine Feinde beten, meine süsseste Rache.

Solche Männer zu stürzen, benutzen sie ihren freien Eintritt in die ersten Häuser, wo sichs Fürstinnen zur Gnade rechnen, eine ehrwürdige Hand zu küssen; und, da sich vor meinem Laienrock solche Thore nicht öfnen, so rufe ich in diesem Blatt zur Thüre hinein: Hütet euch doch, besonders ihr Grosse, derer Einfluß auf das Ganze sowol, als dessen einzelne Glieder entscheidend ist, der Ehre des Rechtschaffnen zu nahe zu treten, wenn selbsten ein Priester des Gottes der Nächstenliebe sich so weit vergißt, daß er der starken Wirkung eines versteckten Tadels bewußt, so spricht:

„Dieser Mann verbindet gewiß mit den aufgeklärtesten Geistesfähigkeiten Triebe des gefühlvollesten Herzens — aber ach! „

„Dies ist der beste Mann von der Welt, und versteht seine Sache trefflich — er versteht

steht aber nur gar zu viel, leider Gott, — seiner armen Seele zu lieb, wünschte ich, er wüßte weniger, und das vielmehr, was er wissen sollte. „

„Ich liebe diesen Jüngling, wie meine Seele, aber weinen möcht' ich, so oft ich an ihn denke. „

Oder wenn sie es noch versteckter angehen, welche Arten aber meistentheils nur den feinen Gesellen vorbehalten sind, da sie, wenn von einem Gewissen die Rede eben ist, geschwind einen Absprung auf die heutige Freigeisterey machen, aus Ueberzeugung, daß man eben kein Jesuit seyn, oder die Ideenreihe auf Schulen studieren müsse, dieses zu errathen. Es muß doch etwas dahinter seyn, würde meine Mutter sagen, die sich doch täglich 24 mal ein einfältiges Weib nennt, warum der geistliche Herr eben bey diesem Menschen so über die heutigen Religionsspötter loszog; oder da sie bei dem Lob eines Mannes die Achsel zucken, die Augenbrau-

ist nicht mein Werk, noch Gottes Befehl; für meine irrende Brüder ist Beten meine Pflicht, und für meine Feinde beten, meine süsseste Rache.

Solche Männer zu stürzen, benutzen sie ihren freien Eintritt in die ersten Häuser, wo sichs Fürstinnen zur Gnade rechnen, eine ehrwürdige Hand zu küssen; und, da sich vor meinem Laienrock solche Thore nicht öfnen, so rufe ich in diesem Blatt zur Thüre hinein: Hütet euch doch, besonders ihr Grosse, derer Einfluß auf das Ganze sowol, als dessen einzelne Glieder entscheidend ist, der Ehre des Rechtschaffnen zu nahe zu treten, wenn selbsten ein Priester des Gottes der Nächstenliebe sich so weit vergißt, daß er der starken Wirkung eines versteckten Tadels bewußt, so spricht:

„Dieser Mann verbindet gewiß mit den aufgeklärtesten Geistesfähigkeiten Triebe des gefühlvollesten Herzens — aber ach! „

„Dies ist der beste Mann von der Welt, und versteht seine Sache trefflich — er versteht

steht aber nur gar zu viel, leider Gott, — seiner armen Seele zu lieb, wünschte ich, er wüßte weniger, und das vielmehr, was er wissen sollte. „

„Ich liebe diesen Jüngling, wie meine Seele, aber weinen möcht' ich, so oft ich an ihn denke. „

Oder wenn sie es noch versteckter angehen, welche Arten aber meistentheils nur den feinen Gesellen vorbehalten sind, da sie, wenn von einem Gewissen die Rede eben ist, geschwind einen Absprung auf die heutige Freigeisterey machen, aus Ueberzeugung, daß man eben kein Jesuit seyn, oder die Ideenreihe auf Schulen studieren müsse, dieses zu errathen. Es muß doch etwas dahinter seyn, würde meine Mutter sagen, die sich doch täglich 24 mal ein einfältiges Weib nennt, warum der geistliche Herr eben bey diesem Menschen so über die heutigen Religionsspötter loszog; oder da sie bei dem Lob eines Mannes die Achsel zucken, die Augenbrau-

nen

nen ganz bedeutend aufziehen, und eine zweifelverrathende Mine erzwingen.

Oder wenn sie einen ganz geschickt in das Gespräch verflechten, ihn bedauern, daß man ihn durch Andichtung einer Religionsverachtung so unrecht thue, und fleisig dazu setzen: „Es ist schon wahr, daß N. dieses wage, jenes unternehme, aber er ist halt auch noch jung„ u. d. g.

Oder wenn sie gar eines Parthey zu nehmen scheinen, oder nur solche Sachen loben, die Unehre bringen, oder schwächere Gründe für- als wider ihn aufstellen.

Diese Worte, so wie sie da liegen, genommen, tragen freylich die Zeichen der Unschuld, und das Kleid des Religionseifers. Selbst der Vater schwört seinem bei ihm so verschwärzten Sohne noch: Du verdienst das Glück nicht, daß dieser Ehrwürdige Diener Gottes es so gar herzlich gut mit dir meint. Aber die Wirkung, die traurige Wirkung, daß ich diesen Mann, wovon

eben

eben die Rede war, nicht wieder liebe, daß ich ihn, der eben aufhört, mir gelobt zu werden, nicht mehr ausstehen kann, daß meine Achtung gegen ihn fällt; dies, dies sind die sichersten Verräther dieser so heimlich als andächtigen Bosheit. Diese große und augenblickliche Veränderung muß doch sich auf eine Ursache gründen. Nun kam aber nichts, als das Gespräch des Beichtvaters dazwischen. Itzt meyne ich doch, sollte man darauf kommen, daß ein kleines Aber, ein einziges Seufzerchen, ein Achselzucken vermögend genug war, das ganze Herz umzukehren, und daß auf die vorausgeschickte Ideen der ganze Ruin schon gesetzt war.

Zum Beweis meiner Worte nehme ich keine gewöhnliche Autorenzuflucht zu Citationen alter und neuer, in- und ausländischer Schriftsteller; nein, jedem meiner Leser, wenn er anders mit eigenen Augen sieht, fordere ich zum Zeugen auf, kehre er nur in seinen Busen zurück, und frage nur selbst sein Herz. Dann erst, wenn er die Herzens-

stimme

nen ganz bedeutend aufziehen, und eine zweifelverrathende Mine erzwingen.

Oder wenn sie einen ganz geschickt in das Gespräch verflechten, ihn bedauern, daß man ihn durch Andichtung einer Religionsverachtung so unrecht thue, und fleisig dazu setzen: „Es ist schon wahr, daß N. dieses wage, jenes unternehme, aber er ist halt auch noch jung„ u. d. g.

Oder wenn sie gar eines Parthey zu nehmen scheinen, oder nur solche Sachen loben, die Unehre bringen, oder schwächere Gründe für: als wider ihn aufstellen.

Diese Worte, so wie sie da liegen, genommen, tragen freylich die Zeichen der Unschuld, und das Kleid des Religionseifers. Selbst der Vater schwört seinem bei ihm so verschwärzten Sohne noch: Du verdienst das Glück nicht, daß dieser Ehrwürdige Diener Gottes es so gar herzlich gut mit dir meint. Aber die Wirkung, die traurige Wirkung, daß ich diesen Mann, wovon

eben

eben die Rede war, nicht wieder liebe, daß ich ihn, der eben aufhört, mir gelobt zu werden, nicht mehr ausstehen kann, daß meine Achtung gegen ihn fällt; dies, dies sind die sichersten Verräther dieser so heimlich als andächtigen Bosheit. Diese große und augenblickliche Veränderung muß doch sich auf eine Ursache gründen. Nun kam aber nichts, als das Gespräch des Beichtvaters dazwischen. Itzt meyne ich doch, sollte man darauf kommen, daß ein kleines Aber, ein einziges Seufzerchen, ein Achselzucken vermögend genug war, das ganze Herz umzukehren, und daß auf die vorausgeschickte Ideen der ganze Ruin schon gesetzt war.

Zum Beweis meiner Worte nehme ich keine gewöhnliche Autorenzuflucht zu Citationen alter und neuer, in- und ausländischer Schriftsteller; nein, jedem meiner Leser, wenn er anders mit eigenen Augen sieht, fordere ich zum Zeugen auf, kehre er nur in seinen Busen zurück, und frage nur selbst sein Herz. Dann erst, wenn er die Herzensstimme

stimme gehört, beurtheile er die Billigkeit dieser Folgerungen, die ich aus dem vorangesetzten in natürlichster Ordnung schloß.

1) Daß solch ein Mißbrauch der Kanzel, der Beichtstühle, und der vertrauten Gesellschaften das Priesterthum desto mehr verunehre, je heiliger in unserer Religion dergleichen Posten sind.

2) Daß jede Predigt nichts, dann eine aufgelegte privilegirte Verläumdungsrede für jene oft rechtschaffene Männer sey, worauf einige Priester ihre Rede zu richten, schon lange vorher entweder in Bußstühlen, oder in geheimen Kabinetern genugsam darauf gedeutet haben.

3) Daß eine solche Gattung der Ehrabschneidung um so mehr Gefahr drohe, als niemand sich zu entschuldigen wohl erlaubt ist, und

4) Daß es eben deswegen selbst wider die natürliche Billigkeit laufe, wenn Beichtväter ihren Beichtkindern jene generäle, und

von

von einem hohen Censurkollegium selbst erlaubte Vertheidigungsschriften zu lesen, lesen zu hören, oder selbst nur zu gedulten, unter grosser Sünd und Verantwortung untersagen. Ein eben nicht gar feines Kompliment für die Herren Beisitzer des Büchercensurkollegiums.

5) Daß jene Prediger, (denn die rechtschaffene Lehrer des Worts Gottes sind mir ein Gegenstand der Hochachtung und Ehrerbietung) jene, welche nur als unberufene Raisonnairs der öffentlichen Einrichtungen auftreten, oder welche die Obrigkeit in der Beicht herabsetzen, und sie Geisel des Herrn nennen, sein Volk damit zu züchtigen, in der That nicht Christen, sondern Rebellen bilden, die zur Festhaltung des Staats so nöthige Monarchenliebe in treuen Brüsten ersticken, und die gesellschaftliche Bande bürgerlicher Unterordnung muthwillig zerreisen.

6) Daß jene, welche sich so weit herablassen, den verdienstvollesten Mann an die

verächtliche Seite eines Witzlings hinzustellen, der mit leerem Kopfe um die Ehre eines grossen Geistes buhlt, und so beide mit einander parallel laufen zu lassen, und dann die Erde beschwören, daß sie sich zu ihrer Verschlingung öffne, und Donnerkeile von den Wolken fordern, selbige zu zerschmettern, der ganzen Welt sagen, daß sie aus Dummheit, oder aus boshaften Herzen, statt Verkündiger, die erste Uebertreter des grossen Gesetzes der Liebe sind.

7) Daß die Modesätze mancher Lehrer, als müsse Nächstenliebe solcher Religionswuth weichen, und der, so verlassen genug ist, unser Glaubensbruder nicht zu seyn, wäre auch kein Mitbruder der Natur, kein Nächster von uns, als Mensch, zur Schande der Menschheit mitten im Tempel des liebvollesten Gottes aufgestellte Lehren seyn, und

8) Daß also endlich zur Schlußfolgerung vielmehr manche öffentliche Reden an ein gesamtes Volk, besonders von einem Manne,

ne, dem das Volk auf sein Wort glaubt, censurfähig wären, als Schriften, die eben so viel Widerleger, als Leser, finden.

Doch dieses übersteigt schon die spekulativische Sphäre, und hierinn unterwerfe mich tiefern Einsichten.

II.

Ganz andächtige Maximen, jeden gegebenen Fall nur immer zum Vortheile der Geistlichen auszulegen.

Der Abstand zwischen einem Laster und seiner angränzenden Tugend ist eben so gar groß nicht, daß man jenes nicht so ziemlich geschickt unter den heiligen Titel von dieser bringen könne, und diese nur für das Priesterthum aufbehaltene Reduktion ist dem gemeinen Manne schon so natürlich, so geläufig, daß jeden Fehltritt des Priesters, so viel derer auch immer seyn mögen, gewiß hundert Entschuldigungen der Laien, ihn

wieder gut zu machen, auf dem Fuß nachfolgen. Wahr ist es, jeder Gegenstand, er mag in die Reihe der Weltlichen zu stehen kommen, oder ein Zeichen der Geistlichkeit an sich tragen, hat seine gute und seine schlimme Seite, und das Gesetz einer ächten Menschenliebe fordert es, die starke Seite immer der schwächern vorzuziehen. Allein vor dieser bittern Klage blutet mir das Herz, daß eben jener Vorzug nunmehr ausschliessungsweise nur ein Monopolium der Gottgeweihten seyn solle, daß nur diese ihnen so ganz sichere unter den dummen Schatten eines so allgemeinen Deckmantels das zur Sünde frei einladende Privilegium heraus nehmen können, jede Schandthat ungescheut zu begehen, und daß doch zuletzt noch diese gutherzige Seelen, die dumm genug dazu sind, mit zitternder Hand und verbundenem Auge den ehrwürdigsten Schleyer über die schwärzeste Fehler daher zu tragen, in die vor ihren Füssen sich öffnenden Gruben, als Opfer ihrer eignen Dummheit, hineinfallen, und

den

den Betüger noch als Retter verehren. Gemeine menschliche Schwachheiten laufen schon bei ihrer Halbentstehung von Ohre zu Ohre hin, und wachsen, wie sie laufen, indes das Laster der Geistlichen in ihrer Geburt verringert, in der Folge vertuschet, und durch die Zeit verrichtet werden. Gewiß, eine andächtige Schöne würde sichs weniger zur Sünde rechnen, den Gebrauch aller ihrer körperlichen Reize dem Priester Preis dahin zu geben, als der Welt zu sagen: der Pater N. that es. Mit welch einem heimlichen stillen Vergnügen hört man hingegen Unglücksfälle von diesem, und Vergehungen von jenem Weltmenschen an, und wie grübelt man jedem auch unbedeutendestem Umstande nach? Mit welcher unwilligen Laune erwartet man aber wieder das Ende geistlicher Herablassungen? Ganz vergessen, daß selbst der Gesalbte des Herrn noch ein Mensch bleibt, verbittet man sich solche Gespräche, und fällt darein: Haben sie es gesehen? — Waren sie dabey? — Kennen

nen sie seine viele Feinde nicht? — Wissen sie nicht Erdichtungen heutiger Religionsspötter von der Wahrheit zu unterscheiden? — Reden, die nur die Menschenliebe auf die Zunge legen kann. Aber sind dann die Laien nicht auch Menschen? — Auch diesen lasse man jenes Recht wiederfahren; dies ist mein Wunsch. Warum verehret man aber auch doch selbst noch die Fehler dieser Leute? — Vielleicht, weil sie über Fehler ihrer Nebenmenschen so ernstlich losziehen, — nach ihrer Profession, oder weil sie vor den Augen der Menschen, Welt, Fleisch, und Teufel verfluchen — nicht ohne eignen Vortheil — oder weil sie jeden Glaubensgegner verdammen heisen, um nur die Liebe, die sie einer ganzen Welt entziehen, auf sich, und zwar nur auf sich allein zu wenden; oder — — oder, — — die Wirkung ist einmal gewiß, sey nun Ursach, was immer will.

Es sticht weit mehr ab, wenn eine Parallellinie zwischen dem Priester und Laien

lauft,

lauft, ja selbst zwischen unsern Reden von diesen und jenen fortgezogen wird, keine derselben ist erdichtet, und mit getreuer Hand sind sie nur aus dem Buche des Umgangs daher übertragen worden. Eine auch nur kaltblütige Auseinandersetzung ein und andern zusammgeschmiedeten Dilemms mit kleinen Anmerkungen vermischt, mache alsdann den Leser, den ganz natürlichen Schlußfolgern lehrend, daß mehr unsre schwache Einsicht, als ihr Verstand der Geistlichkeit die Macht einräume, und willig nach Gefallen in Sachen, so nicht zur Essenz der Religion gehören, an der andächtigen Nase herum zu führen.

I.

Wackelt ein Geistlicher mit einem dicken Wanste blasend die Gasse herunter, o so sagt man gewiß nicht: „Ey, der Mann hat „es halt recht gut, er darf die geschlagne „Woche nichts arbeiten, er thut sich gute Tä„ge davor auf; freylich, er kann es leicht

„thun, es geht auf unsere Kosten; aber „müßte er nur auch so hart, wie wir, sein „Brod verdienen, sein Bauch würde ihm „schon schwinden, und das Herumspazieren „sich selbst verbiethen; Gott giebt halt ei„nem alles, dem andern nichts.„

Nein, dergleichen Gattung Reden gehören nur für Laien; bey einem Gesalbten des Herrn muß man den Ton schon höher stimmen. „Seht doch, heißt es, wie Gott die„sen heiligen Mann so gar viel Kraft und „Stärke giebt, so viele Strapazen auszu„dauren, und sogar viel zu seiner Ehre bei„zutragen. Wie gut doch der liebe gute Herr „bei dem allen noch aussieht. Bei so schlech„ter Kost und Unruhe so gut aussehen, ver„rathet eine Stärkung von oben.„

Schleicht er aber ganz blaß und mager, wie ein busfertiger Sünder daher, es sey nun ein Fehler der Natur, eine Folge der Verderbniß, oder gar Verstellung, so hört man seufzen. „Ach Gott! heut gieng wieder der

„arme

„arme Pater vorbey, itzt kann er doch kaum „mehr gehen, daß sich aber der Mann gar „so hinab mortificirt; ja, Exercitien, Stu„dieren und Beten nehmen einen Menschen „schon recht her, und Gott schenkt ihn uns „doch noch immer.„ Wäre es aber nur ein junger Mensch gewesen, dem vielleicht Kummer der Ernährung am Herzen nagt, oder der etliche Nächte fortschwitzte, seiner armen Mutter und verwaisten Geschwister nur so viel zu gewinnen, als der Priester in einer einzigen Viertelstund spielend einzieht, ja da würde es gleich ganz anders ausgesehen haben. „Aber seht's doch nur, wie der junge „Mensch schon wieder aussieht, und ist doch „itzt in seinen besten Jahren, aber der muß „etliche Tage wiederum recht herum geschla„gen haben, der lumpt sich noch zu einem „Krüppel zusammen; das sind die saubern „Folgen eines so unordentlichen Lebens, und „die schöne Früchte der Stutzer.„

„thun, es geht auf unsere Kosten; aber „müßte er nur auch so hart, wie wir, sein „Brod verdienen, sein Bauch würde ihm „schon schwinden, und das Herumspazieren „sich selbst verbiethen; Gott giebt halt ei= „nem alles, dem andern nichts.„

Nein, dergleichen Gattung Reden gehö= ren nur für Laien; bey einem Gesalbten des Herrn muß man den Ton schon höher stim= men. „Seht doch, heißt es, wie Gott die= „sen heiligen Mann so gar viel Kraft und „Stärke giebt, so viele Strapazen auszu= „dauren, und sogar viel zu seiner Ehre bei= „zutragen. Wie gut doch der liebe gute Herr „bei dem allen noch aussieht. Bei so schlech= „ter Kost und Unruhe so gut aussehen, ver= „rathet eine Stärkung von oben.„

Schleicht er aber ganz blaß und mager, wie ein busfertiger Sünder daher, es sey nun ein Fehler der Natur, eine Folge der Ver= derbniß, oder gar Verstellung, so hört man seufzen. „Ach Gott! heut gieng wieder der

„arme

„arme Pater vorbey, itzt kann er doch kaum „mehr gehen, daß sich aber der Mann gar „so hinab mortificirt; ja, Exercitien, Stu„dieren und Beten nehmen einen Menschen „schon recht her, und Gott schenkt ihn uns „doch noch immer.„ Wäre es aber nur ein junger Mensch gewesen, dem vielleicht Kummer der Ernährung am Herzen nagt, oder der etliche Nächte fortschwitzte, seiner armen Mutter und verwaisten Geschwister nur so viel zu gewinnen, als der Priester in einer einzigen Viertelstund spielend einzieht, ja da würde es gleich ganz anders ausgesehen haben. „Aber seht's doch nur, wie der junge „Mensch schon wieder aussieht, und ist doch „itzt in seinen besten Jahren, aber der muß „etliche Tage wiederum recht herum geschla„gen haben, der lumpt sich noch zu einem „Krüppel zusammen; das sind die saubern „Folgen eines so unordentlichen Lebens, und „die schöne Früchte der Stutzer.„

„thun, es geht auf unsere Kosten; aber „müßte er nur auch so hart, wie wir, sein „Brod verdienen, sein Bauch würde ihm „schon schwinden, und das Herumspazieren „sich selbst verbiethen; Gott giebt halt ei„nem alles, dem andern nichts.„

Nein, dergleichen Gattung Reden gehören nur für Laien; bey einem Gesalbten des Herrn muß man den Ton schon höher stimmen. „Seht doch, heißt es, wie Gott die„sen heiligen Mann so gar viel Kraft und „Stärke giebt, so viele Strapazen auszu„dauren, und sogar viel zu seiner Ehre bei„zutragen. Wie gut doch der liebe gute Herr „bei dem allen noch aussieht. Bei so schlech„ter Kost und Unruhe so gut aussehen, ver„rathet eine Stärkung von oben.„

Schleicht er aber ganz blaß und mager, wie ein busfertiger Sünder daher, es sey nun ein Fehler der Natur, eine Folge der Verderbniß, oder gar Verstellung, so hört man seufzen. „Ach Gott! heut gieng wieder der

„arme

„arme Pater vorbey, itzt kann er doch kaum
„mehr gehen, daß sich aber der Mann gar
„so hinab mortificirt; ja, Exercitien, Stu-
„dieren und Beten nehmen einen Menschen
„schon recht her, und Gott schenkt ihn uns
„doch noch immer.„ Wäre es aber nur ein
junger Mensch gewesen, dem vielleicht Kum-
mer der Ernährung am Herzen nagt, oder
der etliche Nächte fortschwitzte, seiner armen
Mutter und verwaisten Geschwister nur so
viel zu gewinnen, als der Priester in einer
einzigen Viertelstund spielend einzieht, ja da
würde es gleich ganz anders ausgesehen ha-
ben. „Aber seht's doch nur, wie der junge
„Mensch schon wieder aussieht, und ist doch
„itzt in seinen besten Jahren, aber der muß
„etliche Tage wiederum recht herum geschla-
„gen haben, der lumpt sich noch zu einem
„Krüppel zusammen; das sind die saubern
„Folgen eines so unordentlichen Lebens, und
„die schöne Früchte der Stutzer.„

2.

Itzt stolzieret ein Priester vorbey. Wie er seine Augenbraune erhebt! Wie er nur über die Achsel auf die Laien, als Leute einer niedern Klasse, hernieder sieht! Was er sich für eine Miene zu geben weiß! — nicht anders, als ruhe der ganze Atlas der Gottesgelahrheit auf seinen aufgezognen Schultern. „Recht so,„ nimmt der Andächtige das Wort, „er weis halt schon, wer er ist, „und kennt die Höhe seines Postens, er „schützt seine Würde, und macht dem, wel„chem er dient, gewiß keine Unehre, nur „so spielt er geziemend Gottes Rolle hier „auf der Erde; seinem heiligen Amte nichts „zu vergeben, muß er sich dem Rang nach „über den ersten Laien hinsetzen, und selbst „in einem zerrissenen Rocke noch auf Kro„nen und Scepter herunter sehen, nur der „ist Gott aus Ihnen würdig, der seinen „Platz behauptet.„ Aber wie ist es nicht eine recht artige Scene: der größte Herr ritt höchstens nur auf einer Eselinn, und seine

Diener

Diener halten die schönsten Wägen, Pferde und Livereien. Was Wunder, diese sind ja nur seine Sinnbilder der geistlichen Armuth, und Zeugen der verachteten Welt!

Gleich darneben geht dort ein feiner Laie, er geht nur gerad', und nach dem Etiquette daher — Wie man schon lacht! seiner spottet! Ihn sehen, und ihn um das beneiden, was ihm diesen oft auch gerechten Stolz beibrachte, ist eins; er fällt noch, so schreit ihm schon eine halbe Stadt entgegen: „Ha! „dem ists recht geschehen; diesem Praler ver„gönnte ich es schon lange.„

Itzt trabt aber ein anderer Geistlicher so ungehobelt und ungeschlachtet daher, wie nochmal ein Trager oder Bootsknecht; er lumpt mit eingetretenen Schuhen in den niedersten Häusern herum, Biertropfen am ganzen Kleid, und Unsauberkeit in jedem Theile des Aufzuges, er redet pöbeldeutsch, und im Tyroler Tone — In einem Augenblick wird Noth zur Tugend, und wer ihn

nur

2.

Itzt stolzieret ein Priester vorbey. Wie er seine Augenbraune erhebt! Wie er nur über die Achsel auf die Laien, als Leute einer niedern Klasse, hernieder sieht! Was er sich für eine Miene zu geben weiß! — nicht anders, als ruhe der ganze Atlas der Gottesgelahrheit auf seinen aufgezognen Schultern. „Recht so,„ nimmt der Andächtige das Wort, „er weis halt schon, wer er ist, „und kennt die Höhe seines Postens, er „schützt seine Würde, und macht dem, wel„chem er dient, gewiß keine Unehre, nur „so spielt er geziemend Gottes Rolle hier „auf der Erde; seinem heiligen Amte nichts „zu vergeben, muß er sich dem Rang nach „über den ersten Laien hinsetzen, und selbst „in einem zerrissenen Rocke noch auf Kro„nen und Scepter herunter sehen, nur der „ist Gott aus Ihnen würdig, der seinen „Platz behauptet.„ Aber wie ist es nicht eine recht artige Scene: der größte Herr ritt höchstens nur auf einer Eselinn, und seine

Diener

Diener halten die schönsten Wägen, Pferde und Livereien. Was Wunder, diese sind ja nur seine Sinnbilder der geistlichen Armuth, und Zeugen der verachteten Welt!

Gleich darneben geht dort ein feiner Laie, er geht nur gerad', und nach dem Etiquette daher — Wie man schon lacht! seiner spottet! Ihn sehen, und ihn um das beneiden, was ihm diesen oft auch gerechten Stolz beibrachte, ist eins; er fällt noch, so schreit ihm schon eine halbe Stadt entgegen: „Ha! „dem ists recht geschehen; diesem Praler vergönnte ich es schon lange.„

Itzt trabt aber ein anderer Geistlicher so ungehobelt und ungeschlachtet daher, wie nochmal ein Trager oder Bootsknecht; er lumpt mit eingetretenen Schuhen in den niedersten Häusern herum, Biertropfen am ganzen Kleid, und Unsauberkeit in jedem Theile des Aufzuges, er redet pöbeldeutsch, und im Tyroler Tone — In einem Augenblick wird Noth zur Tugend, und wer ihn

nur

nur immer sieht, spricht: „Dies ist ein „wahrer Priester, der sich hier erniedriget, „um dort erhöht zu werden; das ist noch ein „seltnes Ueberbleibschen der Apostel, sie „waren auch nur grobe Fischer. Es ist eine „wahre Herzensfreude, diesen Mann anzu„sehen, er ist so gerade weg, ohne alle Kom„plimente, und redet platterdings heraus, „wie er es in seinem Herzen denkt; er macht „alles mit, und eben, weil er so gemein „und herablassend ist, liebt ihn die ganze „Stadt.„ Einer beneidet den andern um die Ehre, ihn bewirthen zu können, und in kurzweiligen Stunden erzehlt eine Familie der andern etliche seiner nicht gar zu feinen Stückelchen, und dann — dann schenkt man ihm gar eine Inful — ihm — einem Manne, der die Welt mit nicht viel andern Augen ansieht, als ich meinen Pferdstall ansehe, und der mit seinem weltlichen Vorgesetzten nicht einmal so höflich umgeht, wie ich mit meinem Bedienten.

Ein

Ein Laie hingegen, in seine Stelle gesetzt, hätte gewiß die Ehre, bei dem Arm vor die Thüre hinaus geführt zu werden, und man würde, wenn auch jedes seiner Worte und Regungen so eine Sottise wäre, ihm auf allen Gassen ausweichen, um nur dem Aug und Ohre der Vorbeigehenden zu schonen — indeß, da der gemeine Mann die ganze Klasse der minder feinen Heiligen durchsucht, um ein Muster zu finden, dem er seinen so glattwegen Geistlichen nahe kommen sieht, und ihn wohl gar noch mit einem Heiligen vergleicht.

3.

Diesen Geistlichen sieht man recht fleisig immer in der Stadt, er geht von einem Haus in das andere; von der Gräfin an bis zum Küchenmensch küßt ihm alles die Hand; Damen zanken sich, und raufen um das Vergnügen seiner hübschen Gegenwart, was sagt man? Er mag nun Cour und Visiten machen, oder da zu einem Mahl, dort

zu

nur immer sieht, spricht: „Dies ist ein „wahrer Priester, der sich hier erniedriget, „um dort erhöht zu werden; das ist noch ein „seltnes Ueberbleibschen der Apostel, sie „waren auch nur grobe Fischer. Es ist eine „wahre Herzensfreude, diesen Mann anzu„sehen, er ist so gerade weg, ohne alle Kom„plimente, und redet platterdings heraus, „wie er es in seinem Herzen denkt; er macht „alles mit, und eben, weil er so gemein „und herablassend ist, liebt ihn die ganze „Stadt.„ Einer beneidet den andern um die Ehre, ihn bewirthen zu können, und in kurzweiligen Stunden erzehlt eine Familie der andern etliche seiner nicht gar zu feinen Stückelchen, und dann — dann schenkt man ihm gar eine Inful — ihm — einem Manne, der die Welt mit nicht viel andern Augen ansieht, als ich meinen Pferdstall ansehe, und der mit seinem weltlichen Vorgesetzten nicht einmal so höflich umgeht, wie ich mit meinem Bedienten.

Ein Laie hingegen, in seine Stelle gesetzt, hätte gewiß die Ehre, bei dem Arm vor die Thüre hinaus geführt zu werden, und man würde, wenn auch jedes seiner Worte und Regungen so eine Sottise wäre, ihm auf allen Gassen ausweichen, um nur dem Aug und Ohre der Vorbeigehenden zu schonen — indeß, da der gemeine Mann die ganze Klasse der minder feinen Heiligen durchsucht, um ein Muster zu finden, dem er seinen so glattwegen Geistlichen nahe kommen sieht, und ihn wohl gar noch mit einem Heiligen vergleicht.

3.

Diesen Geistlichen sieht man recht fleisig immer in der Stadt, er geht von einem Haus in das andere; von der Gräfin an bis zum Küchenmensch küßt ihm alles die Hand; Damen zanken sich, und raufen um das Vergnügen seiner hübschen Gegenwart, was sagt man? Er mag nun Cour und Visiten machen, oder da zu einem Mahl, dort

nur immer sieht, spricht: „Dies ist ein „wahrer Priester, der sich hier erniedriget, „um dort erhöht zu werden; das ist noch ein „seltnes Ueberbleibschen der Apostel, sie „waren auch nur grobe Fischer. Es ist eine „wahre Herzensfreude, diesen Mann anzu„sehen, er ist so gerade weg, ohne alle Kom„plimente, und redet platterdings heraus, „wie er es in seinem Herzen denkt; er macht „alles mit, und eben, weil er so gemein „und herablassend ist, liebt ihn die ganze „Stadt.„ Einer beneidet den andern um die Ehre, ihn bewirthen zu können, und in kurzweiligen Stunden erzehlt eine Familie der andern etliche seiner nicht gar zu feinen Stückelchen, und dann — dann schenkt man ihm gar eine Inful — ihm — einem Manne, der die Welt mit nicht viel andern Augen ansieht, als ich meinen Pferdstall ansehe, und der mit seinem weltlichen Vorgesetzten nicht einmal so höflich umgeht, wie ich mit meinem Bedienten.

Ein Laie hingegen, in seine Stelle gesetzt, hätte gewiß die Ehre, bei dem Arm vor die Thüre hinaus geführt zu werden, und man würde, wenn auch jedes seiner Worte und Regungen so eine Sottise wäre, ihm auf allen Gassen ausweichen, um nur dem Aug und Ohre der Vorbeigehenden zu schonen — indeß, da der gemeine Mann die ganze Klasse der minder feinen Heiligen durchsucht, um ein Muster zu finden, dem er seinen so glattwegen Geistlichen nahe kommen sieht, und ihn wohl gar noch mit einem Heiligen vergleicht.

3.

Diesen Geistlichen sieht man recht fleisig immer in der Stadt, er geht von einem Haus in das andere; von der Gräfin an bis zum Küchenmensch küßt ihm alles die Hand; Damen zanken sich, und raufen um das Vergnügen seiner hübschen Gegenwart, was sagt man? Er mag nun Cour und Visiten machen, oder da zu einem Mahl, dort

zu

zu einem Jansen gehen, so heißt es doch allezeit: „Ha! der hat gewiß wieder recht „viele Kranke, wie sich der arme Herr den „ganzen Tag im Staub und Koth herum„schleppen muß; itzt soll er ein Beichtkind „trösten, itzt eine andere heilige Verrichtung „vornehmen. Nein, sagt eine andere, sein „Oberer legte es ihm unter dem heiligen Ge„horsam auf, doch sich wieder einmal aufzu„heitern, und ein wenig auszugehen. Ich „weiß besser, ruft dort eine dritte: Er muß „bei Grossen Fürbitte einlegen, für Haus„arme sammeln, oder gar Grosse unter ein„ander versöhnen.„ Freylich ein Umstand, den mancher Gesell gar sehr benutzt, in das Innerste der größten Familien zu dringen, sich mächtig und seine Gegner unthätig zu machen, und die Grossen nur als Maschinen zu gebrauchen, da hinter ganze Herrschaften so zu regieren, daß, wer immer etwas von der Herrschaft haben will, zu dem Beichtvater gehen muß, daß der Kammerdiener bis zu dem Hausknecht lauter von ihm einge-

eingesetzte Kreaturen sind, und selbst oft der Minister nur durch den Pater N. von seiner Gemahlin etwas erhalten kann.

Lassen wir aber nur einen Weltmenschen, nicht aus langer Weile, nicht aus geheimen Absichten, nein, wegen seinem Brod, wegen Geschäften, die ihm am Herzen liegen, kummervoll nur zweymal des Tags die nämliche Gasse hin und her gehen, so sagt gleich die Schöne, die dort unter beständigen Seitenblicken auf die Gasse herab vor ihrem Fenster arbeitet, ganz geschnäppig: „Aber das „muß doch ein rechter Tagdieb seyn, den ge„schlagenen Tag geht er heut schon diese „Gasse auf und nieder; er muß ja keinen „Streich arbeiten, und nur Gott die Zeit „abstehlen; ich wollte wetten, er hat etwan „gar sein Mädchen in dieser Gasse.„

Jener Mönch hingegen ruhet die ganze Woche in seinem Schlafsessel hingeworfen, sein Brevier und eine mit dem Stück Brod zugedeckte Kanne neben sich. Ich will eben

nicht

nicht entscheiden, ob er zu faul ist zum Ausgehen, oder ob er den Schlaf dem Schmausen vorziehe. „Ey! sagt meine Frau, das „ist ein rechter einsamer Geistlicher, der hält „gewiß seinen Beruf recht genau, er entzieht „sich dem irdischen Getümmel, ungestört „seinem Gott allein dienen zu können, und „fragt nach der ganzen Welt nichts, wenn „er nur das Essen davon hat.„ Welches eben andere in die Welt zwingt, antworte ich. „Sein Zimmer und Refektorium ist „ihm nebst der Kirche seine ganze Welt —„ Was braucht er aber auch viel mehreres zum Essen, Singen, Schlafen und Trinken? — „Er meditirt allein an seinem Betstuhle, „und betet im Einsamen für öffentliche Sün„der, um eine ganze Stadt zu erhalten —„ Ha! die Stadt würde just auch nicht zusammen fallen, wenn er schliefe, statt dächte, und kein bequemeres Handwerk könnte ich mir auch wohl nicht leicht einfallen lassen, als Beten, wenn man sich doch je zu einem bekennen muß, indeß, daß man mit einem

Pro-

Profanen, dem nicht Faulheit, sondern entweder sein Temperament, oder unverschuldeter Mangel an ehrbarer Kleidung, oder andere häusliche Umstände in die Einsamkeit rufen, so grausam verfährt, daß man ihn eher verhungern ließ, als ihm ein Stück Brod schickte, und lieber einem jungen Geweihten ewige Versorgung zuspricht, als jenem Hausarmen monatlich nur einen Kreuzer. „Ah was!„ sagt man, unwissend seiner verborgenen Gebrechlichkeiten, „der Narr thut sichs ja selbst, „er ist nur zu faul dazu, sich um etwas zu „bewerben, er ist noch jung und stark ge„nug dazu, sich selbst etwas zu verdienen, „ein jeder hergelaufener Mensch könnt sich „hinsetzen, und Futter zutragen lassen; wir „bekommen auch nichts geschenkt, an jedem „Heller hängt unser Blutschweis, es wäre „gar ein seltsamer Einfall, müssig die ge„sunde Hände in den Schooß legen, und sich „von anderer Güte nähren lassen.„ Gut, aber welcher dieser Vorwürfe paßt denn auch nicht eben so gut auf freywillige geistliche

Armuth? — Keiner, denn diese legitimiret ihre Platte und Kutte dazu — Hausarmer! so laß dich doch nur auch scheeren, und schlief in eine Kutte, so trägt man dirs gar noch nach.

4.

Weis ein Geistlicher die Verstellungskunst soweit zu treiben, daß er nur ohne Zeugen niederträchtig handeln kann, so wird er schon als ein ausgezeichnetes Beispiel einer ganzen Stadt aufgestellt, und nur er muß, wie nochmal ein Loth, mit seinem unschuldigen Gebete alle Elemente zurückhalten, die, eine Stadt zu zernichten, drohen; man nennt ihn from, und seinen Wandel heilig, man bringt ihm noch auf dieser Welt mannigfaltige Opfer, und verehret ihn als einen Freund Gottes auf Erden.

Mißlingt aber eine übel angewendete Politik, entdeckt Gott oder ein Zufall manches, was sie lieber verborgen wissen wollten, erzehlen die Stubenmädchen und Kellner schon ein=

einander von geistlichen Besuchen, oder von Enthaltsamkeit der Priester, und fängt endlich selbst der Portier an sich zu ärgern und aufzuhalten, der doch von nichts, als von öfters Kommen, und spätem Weggehen reden kann, da ihm indessen die ganze Zwischenzeit erst noch ein Räthsel bleibt: o! da sind sie gleich mit der Antwort fertig, „und wann auch; warum sieht man denn „eben nur auf die Schlechte? warum wirft „man nicht auch, und viel mehr, die Augen auf die Gute, die die Stelle eines und „andern Auswürflings ersetzen? Es ist ja „keine unmittelbare Folge, daß, wenn ein „einziger fehlt, gleich alle fehlerhaft seyn „sollen; war ja doch auch ein Judas unter so „wenig Aposteln, die noch dazu Gott selbst „auserlesen. Als Priester thut er gewiß seinem heiligen Amte genug, und fehlt er hie „und da ein wenig aus Schwachheit, so fehlt „er als Mensch; warum hies es denn sonst, „seht nur auf seine Worte, und nicht auf „seine Werke. Fehltritte einzelner Personen

Armuth? — Keiner, denn diese legitimiret ihre Platte und Kutte dazu — Hausarmer! so laß dich doch nur auch scheeren, und schlief in eine Kutte, so trägt man dirs gar noch nach.

4.

Weis ein Geistlicher die Verstellungskunst soweit zu treiben, daß er nur ohne Zeugen niederträchtig handeln kann, so wird er schon als ein ausgezeichnetes Beispiel einer ganzen Stadt aufgestellt, und nur er muß, wie nochmal ein Loth, mit seinem unschuldigen Gebete alle Elemente zurückhalten, die, eine Stadt zu zernichten, drohen; man nennt ihn from, und seinen Wandel heilig, man bringt ihm noch auf dieser Welt mannigfaltige Opfer, und verehret ihn als einen Freund Gottes auf Erden.

Mißlingt aber eine übel angewendete Politik, entdeckt Gott oder ein Zufall manches, was sie lieber verborgen wissen wollten, erzehlen die Stubenmädchen und Kellner schon

ein-

einander von geistlichen Besuchen, oder von Enthaltsamkeit der Priester, und fängt endlich selbst der Portier an sich zu ärgern und aufzuhalten, der doch von nichts, als von öfters Kommen, und spätem Weggehen reden kann, da ihm indessen die ganze Zwischenzeit erst noch ein Räthsel bleibt: o! da sind sie gleich mit der Antwort fertig, „und wann auch; warum sieht man denn „eben nur auf die Schlechte? warum wirft „man nicht auch, und viel mehr, die Au„gen auf die Gute, die die Stelle eines und „andern Auswürflings ersetzen? Es ist ja „keine unmittelbare Folge, daß, wenn ein „einziger fehlt, gleich alle fehlerhaft seyn „sollen; war ja doch auch ein Judas unter so „wenig Aposteln, die noch dazu Gott selbst „auserlesen. Als Priester thut er gewiß sei„nem heiligen Amte genug, und fehlt er hie „und da ein wenig aus Schwachheit, so fehlt „er als Mensch; warum hies es denn sonst, „seht nur auf seine Worte, und nicht auf „seine Werke. Fehltritte einzelner Personen

Armuth? — Keiner, denn diese legitimiret ihre Platte und Kutte dazu — Hausarmer! so laß dich doch nur auch scheeren, und schlief in eine Kutte, so trägt man dirs gar noch nach.

4.

Weis ein Geistlicher die Verstellungskunst soweit zu treiben, daß er nur ohne Zeugen niederträchtig handeln kann, so wird er schon als ein ausgezeichnetes Beispiel einer ganzen Stadt aufgestellt, und nur er muß, wie nochmal ein Loth, mit seinem unschuldigen Gebete alle Elemente zurückhalten, die, eine Stadt zu zernichten, drohen; man nennt ihn from, und seinen Wandel heilig, man bringt ihm noch auf dieser Welt mannigfaltige Opfer, und verehret ihn als einen Freund Gottes auf Erden.

Mißlingt aber eine übel angewendete Politik, entdeckt Gott oder ein Zufall manches, was sie lieber verborgen wissen wollten, erzehlen die Stubenmädchen und Kellner schon ein-

einander von geistlichen Besuchen, oder von Enthaltsamkeit der Priester, und fängt endlich selbst der Portier an sich zu ärgern und aufzuhalten, der doch von nichts, als von öfters Kommen, und spätem Weggehen reden kann, da ihm indessen die ganze Zwischenzeit erst noch ein Räthsel bleibt: o! da sind sie gleich mit der Antwort fertig, „und wann auch; warum sieht man denn „eben nur auf die Schlechte? warum wirft „man nicht auch, und viel mehr, die Au„gen auf die Gute, die die Stelle eines und „andern Auswürflings ersetzen? Es ist ja „keine unmittelbare Folge, daß, wenn ein „einziger fehlt, gleich alle fehlerhaft seyn „sollen; war ja doch auch ein Judas unter so „wenig Aposteln, die noch dazu Gott selbst „auserlesen. Als Priester thut er gewiß sei„nem heiligen Amte genug, und fehlt er hie „und da ein wenig aus Schwachheit, so fehlt „er als Mensch; warum hies es denn sonst, „seht nur auf seine Worte, und nicht auf „seine Werke. Fehltritte einzelner Personen

Armuth? — Keiner, denn diese legitimiret ihre Platte und Kutte dazu — Hausarmer! so laß dich doch nur auch scheeren, und schlief in eine Kutte, so trägt man dirs gar noch nach.

4.

Weis ein Geistlicher die Verstellungskunst soweit zu treiben, daß er nur ohne Zeugen niederträchtig handeln kann, so wird er schon als ein ausgezeichnetes Beispiel einer ganzen Stadt aufgestellt, und nur er muß, wie nochmal ein Loth, mit seinem unschuldigen Gebete alle Elemente zurückhalten, die, eine Stadt zu zernichten, drohen; man nennt ihn from, und seinen Wandel heilig, man bringt ihm noch auf dieser Welt mannigfaltige Opfer, und verehret ihn als einen Freund Gottes auf Erden.

Mißlingt aber eine übel angewendete Politik, entdeckt Gott oder ein Zufall manches, was sie lieber verborgen wissen wollten, erzehlen die Stubenmädchen und Kellner schon

ein-

einander von geistlichen Besuchen, oder von Enthaltsamkeit der Priester, und fängt endlich selbst der Portier an sich zu ärgern und aufzuhalten, der doch von nichts, als von öfters Kommen, und spätem Weggehen reden kann, da ihm indessen die ganze Zwischenzeit erst noch ein Räthsel bleibt: o! da sind sie gleich mit der Antwort fertig, „und wann auch; warum sieht man denn „eben nur auf die Schlechte? warum wirft „man nicht auch, und viel mehr, die Au„gen auf die Gute, die die Stelle eines und „andern Auswürflings ersetzen? Es ist ja „keine unmittelbare Folge, daß, wenn ein „einziger fehlt, gleich alle fehlerhaft seyn „sollen; war ja doch auch ein Judas unter so „wenig Aposteln, die noch dazu Gott selbst „auserlesen. Als Priester thut er gewiß sei„nem heiligen Amte genug, und fehlt er hie „und da ein wenig aus Schwachheit, so fehlt „er als Mensch; warum hies es denn sonst, „seht nur auf seine Worte, und nicht auf „seine Werke. Fehltritte einzelner Personen

Armuth? — Keiner, denn diese legitimiret ihre Platte und Kutte dazu — Hausarmer! so laß dich doch nur auch scheeren, und schlief in eine Kutte, so trägt man dirs gar noch nach.

4.

Weis ein Geistlicher die Verstellungskunst soweit zu treiben, daß er nur ohne Zeugen niederträchtig handeln kann, so wird er schon als ein ausgezeichnetes Beispiel einer ganzen Stadt aufgestellt, und nur er muß, wie nochmal ein Loth, mit seinem unschuldigen Gebete alle Elemente zurückhalten, die, eine Stadt zu zernichten, drohen; man nennt ihn from, und seinen Wandel heilig, man bringt ihm noch auf dieser Welt mannigfaltige Opfer, und verehret ihn als einen Freund Gottes auf Erden.

Mißlingt aber eine übel angewendete Politik, entdeckt Gott oder ein Zufall manches, was sie lieber verborgen wissen wollten, erzehlen die Stubenmädchen und Kellner schon

ein-

einander von geistlichen Besuchen, oder von Enthaltsamkeit der Priester, und fängt endlich selbst der Portier an sich zu ärgern und aufzuhalten, der doch von nichts, als von öfters Kommen, und spätem Weggehen reden kann, da ihm indessen die ganze Zwischenzeit erst noch ein Räthsel bleibt: o! da sind sie gleich mit der Antwort fertig, „und wann auch; warum sieht man denn „eben nur auf die Schlechte? warum wirft „man nicht auch, und viel mehr, die Au„gen auf die Gute, die die Stelle eines und „andern Auswürflings ersetzen? Es ist ja „keine unmittelbare Folge, daß, wenn ein „einziger fehlt, gleich alle fehlerhaft seyn „sollen; war ja doch auch ein Judas unter so „wenig Aposteln, die noch dazu Gott selbst „auserlesen. Als Priester thut er gewiß sei„nem heiligen Amte genug, und fehlt er hie „und da ein wenig aus Schwachheit, so fehlt „er als Mensch; warum hies es denn sonst, „seht nur auf seine Worte, und nicht auf „seine Werke. Fehltritte einzelner Personen

„und Glieder können unmöglich die Ehrerbie-
„tung für einen ganzen, besonders so erha-
„benen Stand, schwächen. Freilich vergißt
„dieser Herr sich auch da und dort; aber es
„ist ja auch kein Stand so heilig, daß er
„nicht Unheilige zehlen soll;„ Aber es ist
ja auch kein Stand so unheilig, setze ich ent-
gegen, daß nicht ein Heiliger darunter seyn
sollte; hat denn eben die Geistlichkeit das
Heiligthum in Verpacht genommen? Oder
warum soll wol ein gemeiner Mann, wenn
er anders nichts, als ein Zunftheiliger nach
seinem Tod werden will, noch etliche Tage
vorher mit seinem Werkzeug in ein Kloster
ziehen? Warum genießen doch die Welt-
menschen, die doch mitten in Gefahren die-
ser Welt ihrer spotten, nicht das nämliche
Vorzugsrecht? Warum soll denn just jeder
Heiliger mit einem Bruder, Pater, Beich-
tiger, Bischof, Pabst, oder gar Märtyrer
anfangen? Heißt uns denn Priesterliebe die
Fehler seines Mitbruders bestmöglichst zu
rechtfertigen, und alle Mittel aufzusuchen,

dem Aergerniß entgegen zu gehen, oder ist es nicht vielmehr ein Gesetz der allgemeinen Menschenliebe? und müssen Prediger nur diese gegen sich, oder auch gegen jeden Nebenmenschen, ihren Kindern einflösen? Layen sind auch Menschen, Mitbürger, Kinder der nämlichen Natur, wie kömmt es also doch, daß ein Katholik die mindeste Satyre über die Geistlichkeit verdammt, und seine eigne mit Freuden kauft, daß er vor ehrwürdigen Fehlern seine Ohren stopft, und seiner eignen Schande in Theaterschilderungen mit offenem Munde zuklatschet? — Wer wird mich wol noch verdenken, wenn ich behaubte, alles laufe halt wieder zuletzt auf den nemlichen Unterschied hinaus, der zwischen einem geschornen und ungeschornen Kopfe liegt. —

5.

Ich wiederhohle es noch einmal, ferne, so ferne als der Himmel von der Erde ist, sey es auch von mir, alle Geistliche damit anzugreifen, oder auf einige im bestimmten

„und Glieder können unmöglich die Ehrerbie„tung für einen ganzen, besonders so erha„benen Stand, schwächen. Freilich vergißt „dieser Herr sich auch da und dort; aber es „ist ja auch kein Stand so heilig, daß er „nicht Unheilige zehlen soll;„ Aber es ist ja auch kein Stand so unheilig, setze ich entgegen, daß nicht ein Heiliger darunter seyn sollte; hat denn eben die Geistlichkeit das Heiligthum in Verpacht genommen? Oder warum soll wol ein gemeiner Mann, wenn er anders nichts, als ein Zunftheiliger nach seinem Tod werden will, noch etliche Tage vorher mit seinem Werkzeug in ein Kloster ziehen? Warum genießen doch die Weltmenschen, die doch mitten in Gefahren dieser Welt ihrer spotten, nicht das nämliche Vorzugsrecht? Warum soll denn just jeder Heiliger mit einem Bruder, Pater, Beichtiger, Bischof, Pabst, oder gar Märtyrer anfangen? Heißt uns denn Priesterliebe die Fehler seines Mitbruders bestmöglichst zu rechtfertigen, und alle Mittel aufzusuchen,

dem

dem Aergerniß entgegen zu gehen, oder ist es nicht vielmehr ein Gesetz der allgemeinen Menschenliebe? und müssen Prediger nur diese gegen sich, oder auch gegen jeden Nebenmenschen, ihren Kindern einflösen? Layen sind auch Menschen, Mitbürger, Kinder der nämlichen Natur, wie kömmt es also doch, daß ein Katholik die mindeste Satyre über die Geistlichkeit verdammt, und seine eigne mit Freuden kauft, daß er vor ehrwürdigen Fehlern seine Ohren stopft, und seiner eignen Schande in Theaterschilderungen mit offenem Munde zuklatschet? — Wer wird mich wol noch verdenken, wenn ich behaubte, alles laufe halt wieder zulezt auf den nemlichen Unterschied hinaus, der zwischen einem geschornen und ungeschornen Kopfe liegt. —

5.

Ich wiederhohle es noch einmal, ferne, so ferne als der Himmel von der Erde ist, sey es auch von mir, alle Geistliche damit anzugreifen, oder auf einige im bestimmten

Falle zu schreiben. Nein, die Geistlichkeit ist mir ein ehrwürdiger Stand, und viele, gar viele machen ihm Ehre, nur wollte ich, daß eben jene Gesinnung, die der gemeine Mann für den Priester hat, allgemeiner werde, und diese löblichen Reden sich auch auf die Layen erstrecken mögen, und nur dann, wann der Priester hat, was ihm gehört, und der Laye, was er billig fordern kann, — wann jeder nur bey seinem Fache bleibt, und durch das, — wann das zu viele von Geistlichen auf das zu wenige der Weltlichen verhältnißmäsig übergeht — das Gleichgewicht hergestellt wird, nur dann bin ich erst am Ende meiner Wünsche. Diejenigen aber, welche zu weit gehen, trift diese Schrift. — Wenn ein junger Prediger ein bischen Mutterwitz hat, lauft er, als drücke er ihn, geschwind damit auf seine Kanzel, schreyt ihn aus vollem Halse heraus, beschwört Himmel und Erde dazu, fordert alle Elementen auf, ruft Stühl und Wände zu Zeugen an, und bietet einer ganzen Welt

Widersprecher Trotz — und was ist dies? — eine Sache, die man entweder schon vorher gewußt, oder ohne Zeugen und Beschwörungen schon geglaubt hätte. Sie haben auch gut Männer zu Zeugen, und Männer zu Widersprechern aufzufordern, jene können sich nicht, und diese wollen sich so lange nicht rühren, als Kerker, oder wenigstens Verläumdung nur den Mund stopfet, nicht aber den Verstand erleuchtet.

Sobald ihnen aber der Verstand stehen bleibt, so machen sie geschwind, doch oft nur gar zu frühe, ein Mysterium daraus. Denn das Geheimnis fängt erst an, wo die Gränzen unsers Verstandes aufhören, und so ein Mann muß ja nicht gleich glauben, was seinem kurzsichtigen Auge zu weit entfernt liegt, liege auch ausser dem Gesichtskreise hellerer Augen.

Wenn er also kaum, als er etlichemal den Kanzelspruch wiederhohlt hat, schon immer ruft: „Glaubet, glaubet! fallet auf „die Knie, betet das Verborgene, und den

„mystischen Sinn des Höchsten an, fleht um „Gnade, euch zu stärken; so heißt es ja eben so viel, als: „glaubt ihr es nur so, weil „ich es euch selbst nicht sagen kann, und bit„tet Gott, daß er entweder des Predigers „schwachen Kopf, oder untreues Gedächtnis „mit seiner einleuchtenden Gnade ersetze.„

Noch feiner greifen es aber jene an, welchen ihre geschriebene Predigt, wenn sie sich doch etlichmal die Mühe dazu gegeben, unleserlich wird, oder sich verliert. „Seht, „meine Christen!„ fangen sie mitten darinnen an, „dergleichen Sachen muß man glau„ben, und könnt ich euch überzeugen, so „fiele das Verdienst des Glaubens weg. „Freylich werden manche sagen: Glauben „schaffen kann jeder, aber überzeugen nicht. „Allein ich vergebe diesen Leuten von meiner „Seele gern, denn ich habe vielmehr Mit„leid damit, und verbanne vor ewig allen „Groll und Rache aus meinen priesterlichen „Herzen; ich will nicht streiten, nicht zan„ken, nur in Gedult eingehüllt, will ich

ganze

„ganze Nächte auf meinen Knien um Er-
„leuchtung derselben zu Gott flehen, und
„euch Gottes Wort glattweg vortragen,
„weil es an sich schön genug, durch fremde
„erborgte Schönheiten einer Redekunst mehr
„geschändet, als verzieret wird.„ Wie
kontrastirt dieser mit den erstern nicht, der
allen Figuren aufbietet, um nur sich zu pre-
digen? —

Mit wilden Beichtkindern eilt mancher
Beichtiger fort. Es ist seine Pflicht, er
schwur ewige Keuschheit. Warum geht dies
nicht auch auf die Schöne? Ja da läßt
sichs freylich nicht eben so gar leicht thun.
Schönheit bringt Reiz, Reiz lockt mehr An-
fechtungen; um also andere nicht aufzuhal-
ten, und diese nicht zu übereilen, muß man
sie ganz natürlich ad separatum zur Porte
verweisen, der Beichtvater muß auch als
Vater Lieb und Zutrauen von seinem Kinde
gewinnen, (laßt dort nur eine minder Schö-
ne rufen: ich bin ja auch ein Beichtkind,
ich habe eine eben so gute Seele, und an

„mystischen Sinn des Höchsten an, fleht um „Gnade, euch zu stärken; so heißt es ja eben so viel, als: „glaubt ihr es nur so, weil „ich es euch selbst nicht sagen kann, und bit„tet Gott, daß er entweder des Predigers „schwachen Kopf, oder untreues Gedächtnis „mit seiner einleuchtenden Gnade ersetze.„

Noch feiner greifen es aber jene an, welchen ihre geschriebene Predigt, wenn sie sich doch etlichmal die Mühe dazu gegeben, unleserlich wird, oder sich verliert. „Seht, „meine Christen!„ fangen sie mitten darinnen an, „dergleichen Sachen muß man glau„ben, und könnt ich euch überzeugen, so „fiele das Verdienst des Glaubens weg. „Freylich werden manche sagen: Glauben „schaffen kann jeder, aber überzeugen nicht. „Allein ich vergebe diesen Leuten von meiner „Seele gern, denn ich habe vielmehr Mit„leid damit, und verbanne vor ewig allen „Groll und Rache aus meinen priesterlichen „Herzen; ich will nicht streiten, nicht zan„ken, nur in Gedult eingehüllt, will ich

„ganze Nächte auf meinen Knien um Er„leuchtung derselben zu Gott flehen, und „euch Gottes Wort glattweg vortragen, „weil es an sich schön genug, durch fremde „erborgte Schönheiten einer Redekunst mehr „geschändet, als verzieret wird.„ Wie kontrastirt dieser mit den erstern nicht, der allen Figuren aufbietet, um nur sich zu predigen? —

Mit wilden Beichtkindern eilt mancher Beichtiger fort. Es ist seine Pflicht, er schwur ewige Keuschheit. Warum geht dies nicht auch auf die Schöne? Ja da läßt sichs freylich nicht eben so gar leicht thun. Schönheit bringt Reiz, Reiz lockt mehr Anfechtungen; um also andere nicht aufzuhalten, und diese nicht zu übereilen, muß man sie ganz natürlich ad separatum zur Porte verweisen, der Beichtvater muß auch als Vater Lieb und Zutrauen von seinem Kinde gewinnen, (laßt dort nur eine minder Schöne rufen: ich bin ja auch ein Beichtkind, ich habe eine eben so gute Seele, und an

Anfechtungen fehlt es mir so wenig, als an Sünden) er muß halt izt einmal die Schöne, die Reiche, die Vornehme besuchen, sie auch unter der Woche stärken, weil Reiz, Gold und Adel mehr Gefahr drohen, und eben in der Zeit mit einander allein reden, weil sothane Sachen nur in der Beicht vorkommen dürfen. — Doch sie sind halt auch Menschen, und es ist ja leicht geschehen, daß sie den kalten Priester an einer glühenden Wange vergessen.

Steht nun nach beigelegten diesen geheimen Liebesangelegenheiten ein beladener Tisch zum Ersatz des verlohrnen da, oder ist sonst ein grosses Fest, welches natürlich ohne einer eben so grossen Tafel nicht wohl könnte gefeiert werden; o! so sind sie nun frölich im Herrn, sie essen und trinken nur, um länger ausdauren, und Gott mehr dienen zu können, sie wollen vor der Welt das nicht scheinen, was sie zu Haus sind, und nur, um keinen eitlen Ruhm zu affectiren, thun sie vieles dabei über Macht.

Ist aber bey mancher Speis der Appetit, wie er sich halt doch auch nicht immer gleicht, was schwächer oder minder getroffen, und übergehen sie dieselbe, o! so geschieht es ja nicht darum, weil es ihnen nicht schmeckt, nein, das sähe einem Menschen gleich, sondern eben deswegen, weil es ihnen am besten schmeckte, enthalten sie sich davon. „So „hart kommt es ihm an, aber so hart, sagt „dort ein altes Mütterchen, diese Speis, „die ihn so sehr anlacht, nicht zu kosten, „denn es ist eine Favoritspeise von ihm, daß „er immer nur hinter die Thür sieht, um „dem Auge die Versuchung zu entziehen,„ sagt sie; doch einmal zu sehen, ob denn noch nicht bald etwas bessers kommen werde, sage ich.

6.

Ein auch nur mittelmäßiger Beobachtungsgeist ist hinlänglich genug, aus den Gesprächen und Handlungen mancher Priester den ganz natürlichen Schluß zu folgern, daß sie die Menschheit müssen ausgezogen

haben,

haben, um ein Mitelding zwischen Gott und den Menschen zu werden. Es ist freylich wahr, und so weit haben sie es doch noch nicht getrieben, uns abzuläugnen, daß sie auch aus Leim gerufen, aus Fleisch und Bein gebauet, und nach dem ordentlichen Lauf der Natur aus Mutterleib gezogen sind, wie wir — und doch darf bei ihnen ja nichts, wie bei andern Leuten, seyn. Die Zeichen der Menschheit kleben ihnen zwar auch an, und die Natur läßt ihr das Recht einmal nicht nehmen, sie ihre Kinder zu nennen, wie uns — aber sie schämen sich der Natur, wie ein uneheliches Kind seiner Mutter, und läugnen die Menschheit ab — sie sind endlich den nämlichen menschlichen Gebrechlichkeiten unterworfen, und fühlen die nämliche Bedürfnisse, wie wir — aber doch, nachdem sie sichs einmal in den Kopf setzten, und zu einem unverbrechlichen Gesetze machten, Sonderlinge zu seyn, so können sie sich schon nicht mehr auf die so ganz mit andern Leuten gemeine Sachen verstehen.

Zu einem Zeugen der Wahrheit sey es mir nun abermal gegönnet, den unparteiischen Leser anzurufen, ob er nicht nur gar zu oft alle hier einfliesende Reden in seine Ohren hineingehört habe? Oder sagt wohl der Geistliche nicht, wenn ihm sein Streich gelingt, er mag dann noch so weltlich, noch so entehrend für seinen ganzen Stand seyn, als er auch immer will: — „Ich versetzte „diesen Hieb bei weitem nicht, nein, Gott „selbst hob endlich die strafende Hand, und „wir sind nur so glücklich, dem Himmel als „unverdiente Werkzeuge zu dienen?„ — Ganz weislich erwählten sie einen ganzen Himmel zu ihrem Deckmantel, denn gar nicht viel kleiner darf er seyn, alles zu fassen, und unter sich stecken zu lassen.

Keineswegs will ich dem Arm des Höchsten die Strafruthe entziehen, nur halte ich so etwas für eine ganz seltne Erscheinung in einem Jahrhundert, und tadle deswegen hier, wie überall, nur den schändlichen Mißbrauch, und ihre selbst bis zum Eckel immer fortgetriebene

Anfechtungen fehlt es mir so wenig, als an Sünden) er muß halt itzt einmal die Schöne, die Reiche, die Vornehme besuchen, sie auch unter der Woche stärken, weil Reiz, Gold und Adel mehr Gefahr drohen, und eben in der Zeit mit einander allein reden, weil sothane Sachen nur in der Beicht vorkommen dürfen. — Doch sie sind halt auch Menschen, und es ist ja leicht geschehen, daß sie den kalten Priester an einer glühenden Wange vergessen.

Steht nun nach beigelegten diesen geheimen Liebesangelegenheiten ein beladener Tisch zum Ersatz des verlohrnen da, oder ist sonst ein grosses Fest, welches natürlich ohne einer eben so grossen Tafel nicht wohl könnte gefeiert werden; o! so sind sie nun frölich im Herrn, sie essen und trinken nur, um länger ausdauren, und Gott mehr dienen zu können, sie wollen vor der Welt das nicht scheinen, was sie zu Haus sind, und nur, um keinen eitlen Ruhm zu affectiren, thun sie vieles dabei über Macht.

Ist aber bey mancher Speis der Appetit, wie er sich halt doch auch nicht immer gleicht, was schwächer oder minder getroffen, und übergehen sie dieselbe, o! so geschieht es ja nicht darum, weil es ihnen nicht schmeckt; nein, das sähe einem Menschen gleich, sondern eben deswegen, weil es ihnen am besten schmeckte, enthalten sie sich davon. „So „hart kommt es ihm an, aber so hart, sagt „dort ein altes Mütterchen, diese Speis, „die ihn so sehr anlacht, nicht zu kosten, „denn es ist eine Favoritspeise von ihm, daß „er immer nur hinter die Thür sieht, um „dem Auge die Versuchung zu entziehen, „ sagt sie; doch einmal zu sehen, ob denn noch nicht bald etwas bessers kommen werde, sage ich.

6.

Ein auch nur mittelmäßiger Beobachtungsgeist ist hinlänglich genug, aus den Gesprächen und Handlungen mancher Priester den ganz natürlichen Schluß zu folgern, daß sie die Menschheit müssen ausgezogen

haben,

haben, um ein Mittelding zwischen Gott und den Menschen zu werden. Es ist freylich wahr, und so weit haben sie es doch noch nicht getrieben, uns abzuläugnen, daß sie auch aus Leim gerufen, aus Fleisch und Bein gebauet, und nach dem ordentlichen Lauf der Natur aus Mutterleib gezogen sind, wie wir — und doch darf bei ihnen ja nichts, wie bei andern Leuten, seyn. Die Zeichen der Menschheit kleben ihnen zwar auch an, und die Natur läßt ihr das Recht einmal nicht nehmen, sie ihre Kinder zu nennen, wie uns — aber sie schämen sich der Natur, wie ein uneheliches Kind seiner Mutter, und läugnen die Menschheit ab — sie sind endlich den nämlichen menschlichen Gebrechlichkeiten unterworfen, und fühlen die nämliche Bedürfnisse, wie wir — aber doch, nachdem sie sichs einmal in den Kopf setzten, und zu einem unverbrechlichen Gesetze machten, Sonderlinge zu seyn, so können sie sich schon nicht mehr auf die so ganz mit andern Leuten gemeine Sachen verstehen.

Zu einem Zeugen der Wahrheit sey es mir nun abermal gegönnet, den unparteiischen Leser anzurufen, ob er nicht nur gar zu oft alle hier einfliesende Reden in seine Ohren hineingehört habe? Oder sagt wohl der Geistliche nicht, wenn ihm sein Streich gelingt, er mag dann noch so weltlich, noch so entehrend für seinen ganzen Stand seyn, als er auch immer will: — „Ich versetzte „diesen Hieb bei weitem nicht, nein, Gott „selbst hob endlich die strafende Hand, und „wir sind nur so glücklich, dem Himmel als „unverdiente Werkzeuge zu dienen?„ — Ganz weislich erwählten sie einen ganzen Himmel zu ihrem Deckmantel, denn gar nicht viel kleiner darf er seyn, alles zu fassen, und unter sich stecken zu lassen.

Keineswegs will ich dem Arm des Höchsten die Strafruthe entziehen, nur halte ich so etwas für eine ganz seltne Erscheinung in einem Jahrhundert, und tadle deswegen hier, wie überall, nur den schändlichen Mißbrauch, und ihre selbst bis zum Eckel immer fortgetriebene

haben, um ein Mittelding zwischen Gott und den Menschen zu werden. Es ist freylich wahr, und so weit haben sie es doch noch nicht getrieben, uns abzuläugnen, daß sie auch aus Leim gerufen, aus Fleisch und Bein gebauet, und nach dem ordentlichen Lauf der Natur aus Mutterleib gezogen sind, wie wir — und doch darf bei ihnen ja nichts, wie bei andern Leuten, seyn. Die Zeichen der Menschheit kleben ihnen zwar auch an, und die Natur läßt ihr das Recht einmal nicht nehmen, sie ihre Kinder zu nennen, wie uns — aber sie schämen sich der Natur, wie ein uneheliches Kind seiner Mutter, und läugnen die Menschheit ab — sie sind endlich den nämlichen menschlichen Gebrechlichkeiten unterworfen, und fühlen die nämliche Bedürfnisse, wie wir — aber doch, nachdem sie sichs einmal in den Kopf setzten, und zu einem unverbrechlichen Gesetze machten, Sonderlinge zu seyn, so können sie sich schon nicht mehr auf die so ganz mit andern Leuten gemeine Sachen verstehen.

Zu einem Zeugen der Wahrheit sey es mir nun abermal gegönnet, den unparteiischen Leser anzurufen, ob er nicht nur gar zu oft alle hier einfliesende Reden in seine Ohren hineingehört habe? Oder sagt wohl der Geistliche nicht, wenn ihm sein Streich gelingt, er mag dann noch so weltlich, noch so entehrend für seinen ganzen Stand seyn, als er auch immer will: — „Ich versetzte „diesen Hieb bei weitem nicht, nein, Gott „selbst hob endlich die strafende Hand, und „wir sind nur so glücklich, dem Himmel als „unverdiente Werkzeuge zu dienen?„ — Ganz weislich erwählten sie einen ganzen Himmel zu ihrem Deckmantel, denn gar nicht viel kleiner darf er seyn, alles zu fassen, und unter sich stecken zu lassen.

Keineswegs will ich dem Arm des Höchsten die Strafruthe entziehen, nur halte ich so etwas für eine ganz seltne Erscheinung in einem Jahrhundert, und tadle deswegen hier, wie überall, nur den schändlichen Mißbrauch, und ihre selbst bis zum Eckel immer fortgetriebene

triebene Anwendung auf viele, oft gar nicht herpassende, Sachen, wovon Gott zum Zeugen zu machen, schon eine Verletzung seiner Majestät ist, was sollt es alsdann erst seyn, ihn selbst noch als Urheber anzugeben.

Mißlingt ihnen aber der Versuch, und entdeckt das freye Aug noch die Schlinge früh genug, ehe der Fuß sich darinn fängt: o, so sind sie ja nur zum Kreutz und Leiden geschaffen, Gott zeichnet seine Lieblinge mit Verfolgung und Unterdrückung aus, und Kometen und Nordscheine müssen schon diese traurige Szene angekündet haben — Ha! sagen die bekannten Gesellen noch unter dem Thor, woraus man sie jagt: „unsers Ordensstifters Prophezeihung muß ja erfüllet „werden.„

Gott muß halt wieder die Schuld tragen, und wird zum Urheber verdienter Strafen; und sie — sie haben den Nutzen, und gehen damit davon.

Eben so hören wir bei einer gut gerathenen

thenen Predigt gewiß nimmer mehr: „der „Mann hat Fähigkeiten und gute Anlage, „er ist zum Catheder geboren, und zu einem „guten Prediger gebaut, sein Fleiß entspricht „seinem Kopfe;„ nein, dies gehört ja nur für Menschen; bei Halbgöttern heißt es schon: „Gott spricht aus seinem Munde, freilich oft Sachen, die nicht einmal einem Mönche Ehre machten, „und der Höchste „legt ihm die Worte auf seine Zunge, der „Himmel erleuchtet sein Herz, und der Geist „Gottes schwebt über seiner Feder, von ihm „sind sie nur Schüler, über menschliche Bü„cher und Lehrer weit erhaben, und der Ro„senkranz ist ihr Schulbuch. — So brauch„ten auch die Apostel keine Grammaires ih„re Sprachen zu lernen.„ Hieraus läßt sich nun ganz gut erklären, warum eine geistliche Bibliothek auch nur aus einem Kalender und Brevier bestehen könne, und daß der ein Privilegium zum Müßiggang habe, dem die Weisheit ohne Anstrengung eingegossen wird. Freylich könnte man da vieles

Stu-

triebene Anwendung auf viele, oft gar nicht herpassende, Sachen, wovon Gott zum Zeugen zu machen, schon eine Verletzung seiner Majestät ist, was sollt es alsdann erst seyn, ihn selbst noch als Urheber anzugeben.

Mißlingt ihnen aber der Versuch, und entdeckt das freye Aug noch die Schlinge früh genug, ehe der Fuß sich darinn fängt: o, so sind sie ja nur zum Kreutz und Leiden geschaffen, Gott zeichnet seine Lieblinge mit Verfolgung und Unterdrückung aus, und Kometen und Nordscheine müssen schon diese traurige Szene angekündet haben — Ha! sagen die bekannten Gesellen noch unter dem Thor, woraus man sie jagt: „unsers Or„densstifters Prophezeihung muß ja erfüllet „werden.„

Gott muß halt wieder die Schuld tragen, und wird zum Urheber verdienter Strafen; und sie — sie haben den Nutzen, und gehen damit davon.

Eben so hören wir bei einer gut gera-

thenen

thenen Predigt gewiß nimmer mehr: „der „Mann hat Fähigkeiten und gute Anlage, „er ist zum Catheder geboren, und zu einem „guten Prediger gebaut, sein Fleiß entspricht „seinem Kopfe;„ nein, dies gehört ja nur für Menschen; bei Halbgöttern heißt es schon: „Gott spricht aus seinem Munde, freilich oft Sachen, die nicht einmal einem Mönche Ehre machten, „und der Höchste „legt ihm die Worte auf seine Zunge, der „Himmel erleuchtet sein Herz, und der Geist „Gottes schwebt über seiner Feder, von ihm „sind sie nur Schüler, über menschliche Bü„cher und Lehrer weit erhaben, und der Ro„senkranz ist ihr Schulbuch. — So brauch„ten auch die Apostel keine Grammaires ih„re Sprachen zu lernen.„ Hieraus läßt sich nun ganz gut erklären, warum eine geistliche Bibliothek auch nur aus einem Kalender und Brevier bestehen könne, und daß der ein Privilegium zum Müßiggang habe, dem die Weisheit ohne Anstrengung eingegossen wird. Freylich könnte man da vieles

Stu-

Studieren nicht mehr als die Ursache der Blässe angeben; es müßten auch die Prediger sich nicht zwey Täge zu todt abstudieren, zwey Viertelstunden etwas, was schon oft gesagt worden, noch einmal, und das nicht einmal auf eine neue Art zu sagen, und es dürfte dann schon auch eine so ganz ausgemachte Sache seyn, daß wenn doch alle Sekula einmal ein Mann heilig genug ist, von Gott so beglückt zu werden, schon alle im nemlichen Kleide auf das nemliche Vorrecht Ansprüche zu machen hätten. Nur Schade aber, daß nicht alle, so den nemlichen Rock und Librey an ihrem Körper, auch die nemliche Seele in ihrem Leibe herumtragen, sonst würde auch ich, anstatt nach meiner Feder, vielmehr nach meinem Hut gegriffen haben, diesen ehrwürdigen Männern meine schuldige Verbeugung, als ein Unterpfand meiner Ehrfurcht zu machen.

Ist aber die Predigt eine Misgeburt der Redekunst, und ihr Verfasser ein schwacher Kopf; o! so weiß er sich ganz artig zu trösten:

sten: „selig sind die armen im Geiste, denn „sie werden E * * l Gottes genannt werden, „waren ja die Apostel auch nur grobe Fischer, „man muß halt reden, daß einen der Pöbel „versteht, und eben das ist die gröste Kunst, „sich so herab zu lassen,„ freilich nicht für den, der nie so hoch war, um sich herablassen zu können, „simpel und einfach muß der „Vortrag des göttlichen Wortes seyn, an „sich schon bündig und schön genug, nimmt „es weder auserlesene Worte, noch ausstudierte Figuren an.„ Erfordernisse, ohne welche eine Laienrede freilich auf einen Mann schliesen lies, der eher zur Büchse unter die Kirchenthüre berufen wäre, die Leute im Segen zusammen zu fluchen, als auf einen Katheder Menschen zu belehren. — Doch warum sind wir auch Laien? —

7.

Den Ausflüchten ihrer Person laufen die Ausreden bei ihren Glücksgütern so ziemlich parallel; nur etwas zur Probe;

Sind sie nur bei mittelmässigem Vermögen, so muß schon eine ganze Stadt ihre Armuth wissen, unruhig warten sie, bis man ihnen Essen und Trinken schickt, und bei ihrem seltsamsten Einfalle, sich auf anderer Leute Unkosten nähren zu lassen, sind sie noch dreist genug, stets über bittere Noth zu klagen, und die Folge, die wir daraus zu lernen haben solten, ist — daß sie dem Staat wenig wegnehmen, und ihm wenigstens keinen beträchtlichen Schaden zufügen. Das hört man izt überall. Aber gesezt auch — fordert man denn also von einem Mitglied nichts mehrers, als daß es nicht schade? — Dafür straft man es, und die Stadt fordert noch einen reelen Nuzen darüber. Zudem fragt es sich erst noch, ob denn so langer Müssiggang, und gänzliche Unthätigkeit so starker Glieder, die man wol anders noch benuzen könnte, kein cessans lucrum, wie man es nennt, für den Staat sei. Sie beten davor für ein ganzes Landgut, bei evangelischen exuliren die Mönche, und doch bringt ihr Boden

den eben so schönes Getraid, und ihre Bäume eben so schöne und gute Früchte, als die unsrige: oder wem ist es wol jemals eingefallen, einen katholischen Apfel von einem protestantischen zu unterscheiden? —

Haben aber Reichthümer bei ihnen eingenistet, darbet der halb nackende Bettler am marmornen Fuß einer silbernen Statue, schwitzt sich der Tagwerker für 5. Groschen halb zu todt, indeß daß dieser Heilige sitzend und jener liegend sein Geld einnimmt, seinem Kloster Zins und Sitzgeld zu zahlen, sind ihre Wände nur silberne Aerme und Füße, indeß daß schmachtende Krüppel auf hölzernen Stelzen von Haus zu Haus kriechen; schwitzen die Priester am Altar unter Gold und fürstlichen Stückereyen in eben der Kirche, wo das Kind an ihrer Mutter Brust erfriert, o so ist das ein Kirchenschatz, und ja nicht das Vermögen einzelner Personen, es ist eine Zuflucht armer Familien, wenn sie als ein heiliges Allmosen ihnen ihre noch übrige Güter auch abtreten, es ist die subsi-

diarische Schatzkammer des Staats, es ist endlich der Nervus von allen, und das letzte Asyl der öffentlichen Noth. Aber das ist halt Schade, daß der Spartopf in Wien, und der Schlüssel darzu in Rom liegt. Da kann es freilich manchmal geschehen, daß ein 30. jähriger Krieg nicht so lang dauert, als der Proceß um die Auslieferung dieses Schlüssels, und daß indessen noch gar ein Herzog Christian von Braunschweig nach Paderborn, Fritz nach Würzburg kömmt, die lang zusammen gesparten silbernen Apostel in Geld umzuschaffen, und sie ihrem Berufe gemäß in alle Welt zu verschicken, mit der Umschrift: Gottes Freund, der Pfaffen Feind.

Quid aureus Apostolus,
Argenteusve Martyr?
Quid aurum hic in templis stat?
Cur non per orbem ambulat?
Per ligna et per lapides,
Munifici sint coelites.

III. Geist-

III.

Geistliche Erwerbungsarten

oder sogenannte

Modi lucrandi.

Man kann doch noch eines jeden Landesherrn Einkünfte, wenn sie auch noch so weitschichtig wären, so ganz beinahe bestimmen, aber bei den geistlichen Erwerbungsarten gehet es eben so leicht nicht an; nur diesen allein ist es eigen, eben so wenig berechnet, als auf gewisse bestimmte Fälle eingeschränkt zu werden. Es läßt sich aber auch gar kein Gegenstand denken, den sie nicht zu ihrem besten Vortheile zu benutzen, und zwar so, wie die Götzenpfaffen ihre delphische Orakel, auf beden Seiten zugleich zu benutzen wissen. Selbst schon die Erlaubniß einen Menschen zu machen, seine Umschaffung alsdann in einen Christen, und endlich seine Auflösung, dann die Ruhestatt noch, drey jedem Christenmenschen nothwendige Stücke, sind den Prie-

Priestern verpachtet, und, um alles in Einem zu sagen, jede merkwürdige Epoche in seinem Leben ist ihnen zinsbar. Der Mensch ist ja beinahe mehr in der Eigenschaft eines Christen, als in jener eines Unterthans angelegt, und nur dem Christen ist der einzige Trost eines Schuldners versagt, jemals zu sagen: „nun habe ich doch einmal alles bezahlt,„ denn seine Bürden dauern länger, als seine Tage. Welch ein weitschichtiges Feld öffnete sich mir hier nicht, eine kleine Digression auf die Sakramentssporteln und Beichtaccidentien zu machen? Allein diese Absprungslücke doch nicht so gar ganz unausgefüllt zu lassen, will ich nur unter andern Kleinigkeiten der geistlichen Gefälleinträge den in seiner Art ganz seltsamen Gedanken einer hiesigen Dame anführen, welche als ein heiliges und unverbrüchliches Gesätz an ihre Thüre zu jedermanns Wissenschaft, daß sich keiner mit einer Unwissenheit entschuldigen könne, anschlagen ließ, „daß auf jedes Tröpfchen, so in diesem Zimmer nebenhin geht,

und

und auf jedes Bischen, so daneben fällt, ferner auf jede Vermehrung im Reden, und endlich selbst noch auf jedes Pfand in kurzweiligen Spielen ein Kreuzer geschlagen sey, zu heiligen Messen für die Verstorbenen.„

Es ist in der That ein wahrhaft unterhaltender Spaß, ein Augenzeuge von der ungestümen Eintreibung dieser Haussteuer zu seyn; vor allen aber ist zu wissen, daß eben dieses Haus sich durch Unschicklichkeiten in ganz W*, wenn es auch noch so groß wäre, gar leicht auszeichnet, und daß kein Tag vergeht, wo nicht viel verschüttet, zerbrochen oder zerschlagen wird, ein Umstand, der mich bald auf den Einfall gebracht hätte, daß die armen Seelen es erbethen müßten, wie jene Klöster um öftere Schiffbruchszulassung Gott bitten, denen die vom Meer ausgeworfene Sachen als ein heiliges Allmosen zukommen. Sie selbst, diese andächtige Dame, hat nun nichts anders zu thun, als den lieben ganzen Tag auf ihre Strafgelder zu lauern, und ertappet sie eine Person dar-

auf; o da soll nur ein Mensch sehen, wie sie izt durch Betteln, izt durch Schmeicheln, izt im Spaß, und izt im Ernst ihren armen Seelenkreuzer einholt, ja sie ist noch so sinnreich, eine Bouteille Wein so gefährlich hinzustellen, daß ein vorbeigehender selbige über sein schönes Kleid herabschüttet — um nur den Meßkreuzer dafür zu bekommen, und was das wunderlichste dabei ist, so wäre eben diese Frau, wenn ein Landesfürst dergleichen Auflagen, im Falle es anders doch nur möglich wäre, errichtete, gewiß die erste Rebellin, indeß daß sie izt alle Monat etliche Gulden zu Strafmessen, und eben so viel Zulage aus eigenem gnädigen Beutel ihrem armen Beichtvater zuträgt.

Dergleichen Kabinetsstückchen aber sind zuviel, und jeder Familie zu eigen, als daß ich nicht lieber auf das allgemeine übergehen sollte, wo sie, wie in einem gutgestellten Dilemm, zwey einander entgegen gesetzte Fälle aufstellen, worinn sie Niemand indifferent zu seyn erlauben, sondern ihn zu jener Klasse

zie-

ziehen, welcher er näher kömmt, und wovon ein Fall gewiß allzeit eintreffen muß.

Und nur diese sind jene gesegnete Zufluchtsquellen, die nimmermehr versiegen, allzeit fließen; andere, als Namenstäge verstorbener Eltern, Sterbtäge abgelebter Freunde, Bruderschaftsanlagen, und Verlöbnisse, freundschaftliche Paktmessen mit dem Ordensspruch: wer eher stirbt, zahlt dem andern eine Messe, Kontributionen für heilige Länder, Oehl- und Wachsgelder fallen nicht immer, und sind Dinge, die man ihnen ohnedem noch dazu nachträgt; ein Umstand, der ein ganz Personale von Eintreibern überflüssig macht. Sie machen also, wie es ihr Amt und Beruf mit sich bringt, meistens nur ganz ungestimme Sammler in nachstehenden Fällen.

1.

Jeder Staat ist doch so beschaffen, daß man ihn entweder glücklich oder unglücklich nennen, oder wenigstens doch zu dem schla-

gen kann, dem er näher zu kommen scheint. Den Priestern ist es gleichviel, und noch gar nicht entschieden, welcher Zustand ihnen eben der erwünschlichste wäre; denn in dem ersten Falle ist ihre Sprache diese: „Meine Christen, „die Glückseeligkeit der Staaten hängt doch „meistentheils von dem Herz und Kopf der „Fürsten ab. Gott fordert also durch jede „seiner Segnungen stillschweigend Dankop„fer für sein uns gemachtes Geschenk eines „guten Monarchens, und nur durch Bitt„opfer müssen wir ihm lange und viele Ta„ge, uns aber die erwünschte Dauer seiner „Anwesenheit erflehen. — Nächstdeme „müsset ihr ja auch nimmermehr vergessen, „daß Gott gar keinem zwey Himmel zugleich „gebe, ihr könnet nur entweder da, oder „dort glücklich seyn; itzt wählet zwischen dem „zeitlich und ewigen Wohl, oder wie wäre „es sonst denn wol anders auszulegen, daß „unsere Glaubensgegner bessere Tage, als „wir, dahin leben? — Gott versucht uns „halt nur dadurch, ob wir im glücklichen

„Ueber=

„Ueberflusse Ihn nicht vergessen, und die „Bequemlichkeiten der Welt den himmlischen „Freuden aufopfern. Um ihm zu folgen muß „man alles verlassen, und es, um dort wie„der vervielfachet zu bekommen, den Geistli„chen geben.„

Hier könnte einer freilich ganz natürlich auf die Fragen verfallen, warum denn eben bei den Geistlichen nicht auch zwey Himmel sich widersprechen? warum denn nur allein sie hier auf alle irrdische Güter, und dort dennoch auch auf die ersten Grade der Heiligkeit Ansprüche machen? ob sie etwa ihr Recht dazu gar verkaufen? ob denn ein reines Vergnügen dem andern gar so entgegen gesetzt sey, blos darum entgegen gesetzt sey, weil jenes dort, und dieses da ist? — und worinn endlich dieser angebliche Widerspruch liege? —

Trift aber der andere Fall ein, und fällt die Regentenwahl nicht allzeit nach ihrem Wunsche aus, o da schreyen sie um Opfer

über

gen kann, dem er näher zu kommen scheint. Den Priestern ist es gleichviel, und noch gar nicht entschieden, welcher Zustand ihnen eben der erwünschlichste wäre; denn in dem ersten Falle ist ihre Sprache diese: „Meine Christen, „die Glückseeligkeit der Staaten hängt doch „meistentheils von dem Herz und Kopf der „Fürsten ab. Gott fordert also durch jede „seiner Segnungen stillschweigend Dankop= „fer für sein uns gemachtes Geschenk eines „guten Monarchens, und nur durch Bitt= „opfer müssen wir ihm lange und viele Ta= „ge, uns aber die erwünschte Dauer seiner „Anwesenheit erflehen. — Nächstdeme „müsset ihr ja auch nimmermehr vergessen, „daß Gott gar keinem zwey Himmel zugleich „gebe, ihr könnet nur entweder da, oder „dort glücklich seyn; itzt wählet zwischen dem „zeitlich und ewigen Wohl, oder wie wäre „es sonst denn wol anders auszulegen, daß „unsere Glaubensgegner bessere Tage, als „wir, dahin leben? — Gott versucht uns „halt nur dadurch, ob wir im glücklichen

„Ueber=

„Ueberflusse Ihn nicht vergessen, und die „Bequemlichkeiten der Welt den himmlischen „Freuden aufopfern. Um ihm zu folgen muß „man alles verlassen, und es, um dort wie„der vervielfachet zu bekommen, den Geistli„chen geben.„

Hier könnte einer freilich ganz natürlich auf die Fragen verfallen, warum denn eben bei den Geistlichen nicht auch zwey Himmel sich widersprechen? warum denn nur allein sie hier auf alle irrdische Güter, und dort dennoch auch auf die ersten Grade der Heiligkeit Ansprüche machen? ob sie etwa ihr Recht dazu gar verkaufen? ob denn ein reines Vergnügen dem andern gar so entgegen gesetzt sey, blos darum entgegen gesetzt sey, weil jenes dort, und dieses da ist? — und worinn endlich dieser angebliche Widerspruch liege? —

Trift aber der andere Fall ein, und fällt die Regentenwahl nicht allzeit nach ihrem Wunsche aus, o da schreyen sie um Opfer

über

auf; o da soll nur ein Mensch sehen, wie sie izt durch Betteln, izt durch Schmeicheln, izt im Spaß, und izt im Ernst ihren armen Seelenkreuzer einholt, ja sie ist noch so sinnreich, eine Bouteille Wein so gefährlich hinzustellen, daß ein vorbeigehender selbige über sein schönes Kleid herabschüttet — um nur den Meßkreuzer dafür zu bekommen, und was das wunderlichste dabei ist, so wäre eben diese Frau, wenn ein Landesfürst dergleichen Auflagen, im Falle es anders doch nur möglich wäre, errichtete, gewiß die erste Rebellin, indeß daß sie izt alle Monat etliche Gulden zu Strafmessen, und eben so viel Zulage aus eigenem gnädigen Beutel ihrem armen Beichtvater zuträgt.

Dergleichen Kabinetsstückchen aber sind zuviel, und jeder Familie, zu eigen, als daß ich nicht lieber auf das allgemeine übergehen sollte, wo sie, wie in einem gutgestellten Dilemm, zwey einander entgegen gesetzte Fälle aufstellen, worinn sie Niemand indifferent zu seyn erlauben, sondern ihn zu jener Klasse

zie-

ziehen, welcher er näher kömmt, und wo- von ein Fall gewiß allzeit eintreffen muß.

Und nur diese sind jene gesegnete Zufluchtsquellen, die nimmermehr versiegen, allzeit fließen; andere, als Namenstäge verstorbener Eltern, Sterbtäge abgelebter Freunde, Bruderschaftsanlagen, und Verlöbnisse, freundschaftliche Paktmessen mit dem Ordensspruch: wer eher stirbt, zahlt dem andern eine Messe, Kontributionen für heilige Länder, Oehl- und Wachsgelder fallen nicht immer, und sind Dinge, die man ihnen ohnedem noch dazu nachträgt; ein Umstand, der ein ganz Personale von Eintreibern überflüssig macht. Sie machen also, wie es ihr Amt und Beruf mit sich bringt, meistens nur ganz ungestimme Sammler in nachstehenden Fällen.

I.

Jeder Staat ist doch so beschaffen, daß man ihn entweder glücklich oder unglücklich nennen, oder wenigstens doch zu dem schla-

gen kann, dem er näher zu kommen scheint. Den Priestern ist es gleichviel, und noch gar nicht entschieden, welcher Zustand ihnen eben der erwünschlichste wäre; denn in dem ersten Falle ist ihre Sprache diese: „Meine Christen, „die Glückseeligkeit der Staaten hängt doch „meistentheils von dem Herz und Kopf der „Fürsten ab. Gott fordert also durch jede „seiner Segnungen stillschweigend Dankop„fer für sein uns gemachtes Geschenk eines „guten Monarchens, und nur durch Bitt„opfer müssen wir ihm lange und viele Ta„ge, uns aber die erwünschte Dauer seiner „Anwesenheit erflehen. — Nächstdeme „müsset ihr ja auch nimmermehr vergessen, „daß Gott gar keinem zwey Himmel zugleich „gebe, ihr könnet nur entweder da, oder „dort glücklich seyn; itzt wählet zwischen dem „zeitlich und ewigen Wohl, oder wie wäre „es sonst denn wol anders auszulegen, daß „unsere Glaubensgegner bessere Tage, als „wir, dahin leben? — Gott versucht uns „halt nur dadurch, ob wir im glücklichen

„Ueber-

„Ueberflusse Ihn nicht vergessen, und die
„Bequemlichkeiten der Welt den himmlischen
„Freuden aufopfern. Um ihm zu folgen muß
„man alles verlassen, und es, um dort wie-
„der vervielfachet zu bekommen, den Geistli-
„chen geben.„

Hier könnte einer freilich ganz natürlich auf die Fragen verfallen, warum denn eben bei den Geistlichen nicht auch zwey Himmel sich widersprechen? warum denn nur allein sie hier auf alle irrdische Güter, und dort dennoch auch auf die ersten Grade der Heiligkeit Ansprüche machen? ob sie etwa ihr Recht dazu gar verkaufen? ob denn ein reines Vergnügen dem andern gar so entgegen gesetzt sey, blos darum entgegen gesetzt sey, weil jenes dort, und dieses da ist? — und worinn endlich dieser angebliche Widerspruch liege? —

Trift aber der andere Fall ein, und fällt die Regentenwahl nicht allzeit nach ihrem Wunsche aus, o da schreyen sie um Opfer

gen kann, dem er näher zu kommen scheint. Den Priestern ist es gleichviel, und noch gar nicht entschieden, welcher Zustand ihnen eben der erwünschlichste wäre; denn in dem ersten Falle ist ihre Sprache diese: „Meine Christen, „die Glückseeligkeit der Staaten hängt doch „meistentheils von dem Herz und Kopf der „Fürsten ab. Gott fordert also durch jede „seiner Segnungen stillschweigend Dankop- „fer für sein uns gemachtes Geschenk eines „guten Monarchens, und nur durch Bitt- „opfer müssen wir ihm lange und viele Ta- „ge, uns aber die erwünschte Dauer seiner „Anwesenheit erflehen. — Nächstdeme „müsset ihr ja auch nimmermehr vergessen, „daß Gott gar keinem zwey Himmel zugleich „gebe, ihr könnet nur entweder da, oder „dort glücklich seyn; itzt wählet zwischen dem „zeitlich und ewigen Wohl, oder wie wäre „es sonst denn wol anders auszulegen, daß „unsere Glaubensgegner bessere Tage, als „wir, dahin leben? — Gott versucht uns „halt nur dadurch, ob wir im glücklichen

„Ueber-

„Ueberflusse Ihn nicht vergessen, und die „Bequemlichkeiten der Welt den himmlischen „Freuden aufopfern. Um ihm zu folgen muß „man alles verlassen, und es, um dort wie„der vervielfachet zu bekommen, den Geistli„chen geben.„

Hier könnte einer freilich ganz natürlich auf die Fragen verfallen, warum denn eben bei den Geistlichen nicht auch zwey Himmel sich widersprechen? warum denn nur allein sie hier auf alle irrdische Güter, und dort dennoch auch auf die ersten Grade der Heiligkeit Ansprüche machen? ob sie etwa ihr Recht dazu gar verkaufen? ob denn ein reines Vergnügen dem andern gar so entgegen gesetzt sey, blos darum entgegen gesetzt sey, weil jenes dort, und dieses da ist? — und worinn endlich dieser angebliche Widerspruch liege? —

Trift aber der andere Fall ein, und fällt die Regentenwahl nicht allzeit nach ihrem Wunsche aus, o da schreyen sie um Opfer

über

über Opfer; Opfer, die Sünden abzuzahlen, welche uns diesen Tyrannen zugezogen; Opfer, daß ihn der Himmel erleuchte; Opfer, daß Gott seinen bösen Einfluß auf das Volk hemme. Ist eine Stadt gar unglücklich genug, von einem ganz natürlichen Wasserguß beschädigt, oder durch eine aus Nachlässigkeit entstandene Feuersbrunst, durch einen capricirten Krieg, oder selbst verursachte Pest, entvölkert zu werden, o, so nahet erst ihre Schnittzeit recht heran, und Unglück ist ihnen so willkommen, als den Soldaten der Krieg. Ha! da lauft alles zu ihnen, sie glauben, Gott nehme ihnen itzt das Glück, wegen ihren üblen Gebrauch davon, weg, sie erkennen die Rache wegen seinen beleidigten Dienern, er giebt nur deswegen nichts mehr her, weil man auch ihm nichts mehr gab. Wie kein Komet sich darf blicken lassen, daß nicht der Pöbel ein vergangenes, oder gegenwärtiges, oder zukünftiges Unglück, wo es doch in der Welt hie und da noch eines geben muß, damit beziehungsweise zu

ver:

binden sucht: eben so studirt der gemeine Mann bei jedem Uebel so lange nach, bis er es als eine Strafe der verachteten Geistlichkeit angeben, oder aus dem Verfall der Religion herleiten kann; und schon besticht er die Vertraute Gottes, des höchsten Zorn zu besänftigen, und bringt ihnen seinen letzten Bissen noch hin, daß sie doch die strafende Hand Gottes einhalten möchten, der freilich wegen Geld und vorgeblichen Favoriten den Lauf der Natur nicht ändert, sondern straft solang er will, und keinen Mönch fragt, noch ihn zum Weltkanzler jemals schuf.

2.

Das Schicksaal des Ganzen entspricht auch dem traurigen Loose einzelner Glieder, und auch alle Layen, wer sie alsdann immer seyn wollen, werden in zwey Klassen eingetheilt, wovon jede Rubrik in ihrem Fache, und auf eine ihr eigene Art dienstbar wird.

Die ersten Klassen nun machen die Reiche und Wohlhabende aus, und, „was ist „wol

„wol der Reichthum beim Licht betrachtet „anders (spricht hier der Geistliche) als ein „Seegen, der von oben herabthauet? — eben „dieser Herr der ganzen Welt fordert also bil„lig das beste und die Erstlinge davon. Oder „sezte uns arme Priester wol der gütigste Va„ter anders auf diesen Ort her, als daß wir „zu einem Beweis dienen sollen, daß ers den „Reichen nie an Gegenständen der Barmher„zigkeit fehlen lasse?„

Eine starke Dosis mit Haaren hergezogener Texte, und eine volle Bixis heiliger oft erdichteter Beispiele, die nur im hizigen Hirn des interessirten Erzehlers existiren, machen izt den Beweis davon. Diese Worte aber heisen auf unsre deutsche Muttersprache also: „alles, was ihr immer habt, kommt „nur allein von Gott, es muß also wieder „zu ihm, als erster Quelle zurückkehren; ihm „selbst aber könnt ihr es nicht wol geben, und „wir vertreten seine Stelle eben so gut, als „ein Bevollmächtigter seinen Prinzipal; auch „stimmt der Rechtsgelehrte mit dem Theolo-

„gen ein, daß man dasjenige Gott selbst thue, „was man ihm durch einen andern thut, al„so gebt ihr nur uns eure Sachen.„ Eine eben nicht gar neue, noch gar versteckte Art zu betteln — so asen ja schon die Götzenpfaffen des Alterthums das Opferfleisch ihren Göttern vorm Munde weg. „ Groß, sagen „sie ferner, ist die Verdammniß der Reichen „an jenem großen Tage der Rechenschaft, „wenn sie nicht den ächten Gebrauch von ih„rem Vermögen machen, und noch gröser „ist sie, wenn sie es nach ihrem Tode erst „noch schlimmern Händen anderer Profanen „überlassen; Gold ist nur eine Schlinge des „Satans, die Seelen zu fangen, und Silber „seine Lockspeise für Layen; denn einen von „oben gestärkten Karakter eines guten Geist„lichen verunzieret eben eine kluge Absicht auf „weltliche Vortheile so sonderlich nicht;„ und dieses ist der erste Schritt, den sie auf die Reichthümer wagen.

Der andere, so folgt, ist feiner, und den bekannten Gesellen mehr eigen. Nicht

zufrie-

zufrieden nach dem Tode alles zu bekommen, denken sie, ha, was man in einem Testament bekommt, wird in der ganzen Stadt herumgetragen, und wir könnten uns nicht mehr wol arm nennen; ein verschlagener Jurist macht einem auch tausend Springe, und wirst einem zulezt gar noch einen Prozeß an Hals; das, was man schon hat, ist doch noch immer sicherer, als was man erst nur hoft; so ein Mensch kann seine Gesinnungen leicht vor den Thränen armer Befreunde ändern, und es ist doch einmal besser das Eisen zu schmieden, wenn es noch warm ist; das indeß laufende Interesse kann auch mit in Anschlag kommen, und kurz, sie wollen alles noch bei Lebzeiten haben, und leiten in dieser Absicht ihr Gespräch, wenn einmal das erste schon angenommen und verdauet ist, so ferner ein: „Geben wollen sie ja dieses nun einmal, al„so zaudern sie nur nicht mehr, wer geschwin„de giebt, giebt zweymal, das wissen sie „doch; liefert denn nicht schon eine ganze „Stadt Beispiele genug von lachenden Er„ben

„ben, die, wenn sie reich sind, immer noch
„mehr haben wollen, und wenn sie ohne-
„hin nichts haben, das geerbte selbst wohl
„brauchen? — wie werden also diese rei-
„che oder arme Erben an Sie einst nur den-
„ken, zu geschweigen eine Messe lesen las-
„sen? — indeß daß wir unaufhörlich für
„unsere seelige Gutthäter noch in Lebenszeit
„beten. Wer immer sicher gehen will, thut
„es lieber selbst bey Lebzeiten noch, mit-
„nehmen kann man es ja doch nicht, und
„man muß doch einmal anfangen allgemach,
„selbst noch mitten in der Welt, der Welt
„abzusterben, und immer seyn als wäre
„man nicht mehr, daß uns das Nichtseyn
„minder schwer falle. Es ist ja nicht mehr
„halb so angenehm, wenn man Gott als-
„dann erst etwas gibt, wann man es selbst
„nicht mehr haben kann; verdient denn
„Gott nicht mehr von uns? — ich we-
„nigstens kann mir kein Verdienst ohne ei-
„nigen Abbruch denken; ist aber alles schon

zufrieden nach dem Tode alles zu bekommen, denken sie, ha, was man in einem Testament bekommt, wird in der ganzen Stadt herumgetragen, und wir könnten uns nicht mehr wol arm nennen; ein verschlagener Jurist macht einem auch tausend Springe, und wirft einem zuletzt gar noch einen Prozeß an Hals; das, was man schon hat, ist doch noch immer sicherer, als was man erst nur hoft; so ein Mensch kann seine Gesinnungen leicht vor den Thränen armer Befreunde ändern, und es ist doch einmal besser das Eisen zu schmieden, wenn es noch warm ist; das indeß laufende Interesse kann auch mit in Anschlag kommen, und kurz, sie wollen alles noch bei Lebzeiten haben, und leiten in dieser Absicht ihr Gespräch, wenn einmal das erste schon angenommen und verdauet ist, so ferner ein: „Geben wollen sie ja dieses nun einmal, al„so zaudern sie nur nicht mehr, wer geschwin„de giebt, giebt zweymal, das wissen sie „doch; liefert denn nicht schon eine ganze „Stadt Beispiele genug von lachenden Er-

„ben

„ben, die, wenn sie reich sind, immer noch
„mehr haben wollen, und wenn sie ohne=
„hin nichts haben, das geerbte selbst wohl
„brauchen? — wie werden also diese rei=
„che oder arme Erben an Sie einst nur den=
„ken, zu geschweigen eine Messe lesen las=
„sen? — indeß daß wir unaufhörlich für
„unsere seelige Gutthäter noch in Lebenszeit
„beten. Wer immer sicher gehen will, thut
„es lieber selbst bey Lebzeiten noch, mit=
„nehmen kann man es ja doch nicht, und
„man muß doch einmal anfangen allgemach,
„selbst noch mitten in der Welt, der Welt
„abzusterben, und immer seyn als wäre
„man nicht mehr, daß uns das Nichtseyn
„minder schwer falle. Es ist ja nicht mehr
„halb so angenehm, wenn man Gott als=
„dann erst etwas gibt, wann man es selbst
„nicht mehr haben kann; verdient denn
„Gott nicht mehr von uns? — ich we=
„nigstens kann mir kein Verdienst ohne ei=
„nigen Abbruch denken; ist aber alles schon

„vorher bereitet und in Richtigkeit, ja, „da kann man erst sicher fahren.„

Hie und da, nachdem es halt just die Umstände fordern, giebt es auch noch andere kleine Kunstgriffe, zum Beispiel, daß man bei dem andächtigen Geschlecht mehr auf Obligationen als baares Geld dringet, weil ihnen dieses zu sehr in die Augen fallen möchte; daß manche Klöster alten Wittwen und Jungfern, d. i. die nie einen Mann, im Sinn der Gesätze, hatten, sonst stünde es umsonst da, und Müttern ewigen Unterhalt geben, wenn sie alle ihre Habschaften dafür noch in das Konvent bringen lassen. Dieses kann dergleichen sehr leicht angeloben als ein immer dauernder Körper; ein einzelner Blutsfreund aber nicht. Der fällt also hiemit weg, und diese alte Leute thun es auch gern, weil, je mehr Jahre sie schon hinter sich haben, desto mehr sie noch in der Zukunft hoffen. Und hieraus läßt sich das bekannte Räthsel

gar

gar wohl auflösen; „o Gott, es war ja so „viel Geld in dem Haus, man sollte glau„ben, alles stecke voll — und itzt beym „Auskehren fand man nichts;„ ich begreif es wohl, es gieng ja nur ganz natürlich zu.

In die zweite Klasse aber kommen die zu stehen, wo das Haus arm und die Mittel schlecht bestellt sind. Kömmt nun der nämliche Geistliche itzt von dem Schmause eines Reichen in die Hütte dieser Nothdürftigen, denn im vorbeigehen läßt er ja nichts aus; o so zieht er ja ganz andere Saiten auf, packt auch diese auf ihrer schwachen Seite an, und gewinnt sie auf eine ihnen eigene Art. „Seelig, fängt er an, „ist der Arme, und der Dürftige ist ein „Liebling Gottes; wen er liebt, den drü„cket er, und durch Elend ruft er seine Kin„der zu sich; er fordert auch für das we„nige ein dankbares Gemüth, und dann erst „giebt er uns Gedult, alles, wie ein Felß,

„auszudauern. Wir müssen stark genug
„werden, daß wir, wenn uns Gott auch
„dieses noch entzöge, ihm selbst das weni-
„ge, so er uns noch lies, willig wieder gä-
„ben. Getrost auf seine Vorsicht sollt ihr
„euern letzten Kreuzer noch auf den Altar
„legen, um nur nicht hier und dort zugleich
„unglücklich zu werden; wie trostreich muß
„nicht dem Armen der süsse Gedanke seyn,
„den er als seinen Denkspruch führet: ein
„armer Kreuzer hat oft so viel Verdienst,
„als ein reicher Gulden? — Gott hätte
„ja auch diesen noch nehmen können, und
„kann es noch thun, so wollen wir ihm al-
„so lieber zuvorkommen, und uns um so
„mehr ein Verdienst damit sammeln, weil
„wir ja ohnehin nicht viel zu seiner Ehre
„anders beitragen können.„

War jene Sprache der Hauptschlüssel zu den schweren Truhen lange zusammensparender Reichen, so ist dieser Ton ein Dietrich zu

den

den magern Sparbüchsen nothleidender Armen.

3.

Keine Begebenheit ist zu groß, und keine zu klein, daß sie den Geistlichen nicht interessant werde. Ihr Ausgang mag nun glücklich oder unglücklich ausfallen, sie verlieren gewiß in keinem Falle.

Hängt das Kreuz schon über dem Scheitel, und klopft Unglück an die Thüre, da fordern sie Opfer, daß es Gott noch gütig abwende, daß er nicht Trübsaal mit Trübsaal häufe, daß er doch einmal die strafende Hand einziehe. Sind aber nicht alle Unglücke auf einmal da, wie es denn auch nicht gar wol möglich ist, o da schreien sie abermal um Opfer, als Unterpfänder der reelen Erkenntlichkeit, und Präservativ für die Zukunft. Eben unter diese Rubrik paßt auch ihre gar artige Benutzung des von den

Welschen sogenannten deutschen Glückes, wo der Unglücklichste noch für das Unglück danken muß, daß es nicht noch ärger war. So zum Beispiel weis ich eben nicht, ob der unweit Wien zersprungene Pulverthurm im ordentlichen Lauf der Natur wol mehr Unheil hätte anrichten können, als er wirklich gemacht hat, was thun die Wiener? — Dem heiligen Johannes halten sie ein Dankamt unter dem Jubelgeschrey, das sonst nur eine Folge erfüllter Wünsche war. Die Abderiten hatten geglaubt, so ein grosses Unglück könne unmöglich ihre Mauren besuchen, wenn nicht ihre Schutzgötter zuvor die unglückliche Stadt verlassen hätten. — Ja, dies sind halt Abderiten, und keine Wiener, auch ist Oestreich kein Thrazien.

Gott selbst wird unter ihren Händen nach Belieben metamorphorsirt, und zu was sie ihn immer brauchen können, zu dem machen sie ihn auch.

Itzt nennen sie ihn liebreich, den Gott der Liebe und Anmuth; wenn sie von ihrer Audienz bei ihm reden. Itzt erscheint er fürchterlich und schreckbarer als der Donner aus einer schwarzen Wolke, wenn auf uns arme Laien die Rede kömmt, und die Folge davon ist — daß wir uns bei den Lieblingen Gottes, um sie zu gewinnen, erst einschmeicheln müssen, wie ein Weltmensch um die Gnade der Favoriten von seinem Fürsten buhlt, und daß wir, wenn wir schon bei zeitlichen Stellen den Beutel aufthun, ihn bei ewiger Versorgung der Seele schon ganz dahin geben dörfen. Itzt wird der gerechte Richter mit den fürchterlichsten Farben geschildert, um uns zur Buße, das ist, zur Freygebigkeit zu bewegen; und itzt, wenn das Gemüth dazu aufgelegt ist, setzen sie der annahenden Verzweiflung eine unumschränkte Güte entgegen, und führen den Sünder allgemach nicht so fast auf Mittelweege zur Versöhnung, als sie ihm vielmehr

reizende Lockspeise zu ungescheuten Sünden aufdecken. Abermal ein Beispiel. Gesetzt ich trage so ein hartes Herz in meinem Leib herum, daß ich mit fröhlicher Hand Waisen verunglücke, und armen Wittwen mit ungerechtem Arm ihre wenige Güter entziehe; nun setze ich mich darein, bin lustig und glücklich auf Kosten dieser Elenden, und genüsse die Früchte davon, so lang ich sie nur immer genüssen kann. Itzt nahet allgemach der Todt heran. Mönche melden sich zur Beicht an, und ich erzähle ihnen mein Verfahren, und bedaure, daß ich das ungerechte Gut denen nicht mehr zurück geben kann, welche eben nur mir zu danken haben, daß sie nicht mehr sind. — „Gut,„ sagt der Mönch, „weil nun dies einmal nicht mehr „seyn kann, so müssen wir es schon der Kir„che und den Armen geben.„ Nach und nach weiß er das Gespräch schon so einzuleiten, daß diese beede Erfordernisse zugleich in seinem armen Klösterl eintreffen, und daß

arme

arme Layen kaum genug beten würden für so grosse Sünden, und was geschieht?

Ich habe herrlich im Genuß fremder Sachen gelebt, habe mich durch die Zurückstellung in geistliche Hände frey von aller Verantwortung gestellt, und habe mit dem größten Verdienste noch die theuerste Ehre verbunden, meinen Namen bei dem Kloster zu verewigen, und im grossen Buche der Gutthäter zu stehen, endlich ist noch ein ewiges Gebet für mich eben das, was mein Leben krönt, und meinen Tod mir sanfter macht. Eben dieses führet mich zur Ueberdenkung jener Worte: In der andern Welt ist der Reiche nicht besser, als der Arme, und der Bettler gleicht dem Kaiser. Ein für allemal, ich kann diese Worte der Geistlichen mit ihren Seelenmessen gar nicht vereinigen, und wie ich schlüsse, darf ich der Welt eben nicht verhalten. Ich denke so: Kann man sich doch aus dem Fegfeuer los-

kaufen, so bin ich natürlicher Weise elender als der Reiche, und was kann denn ich dafür, daß mir mein Vater keine Tausende hinterließ, und was kann selbst mein Vater dafür, daß er mirs nicht hinterlassen konnte? Freylich hat es da der Reiche so ganz gut, auf sein Geld pochend kann er tapfer darauf sündigen, die Schuld vergiebt ihm sein Beichtvater, und die Strafe bezahlt er; aber bei mir armen Teufel gehet es wohl nicht sogleich an, da heißt es: Qui non *habet* in aere, luat in cute; und kurz in diesem Fall ist es nicht wahr, sondern es wäre eine ehrwürdige Lüge, daß der Diener seinem Herrn in der andern Welt gleiche.

Kann ich mich aber nicht loskaufen, so ergeben sich wieder zwey Fälle: entweder es kommen die von mir gestiftete Seelenmessen nur mir nicht, oder gar keiner armen Seele zu; im ersten Fall nutzen sie mir allein nicht, im zweyten aber weder mir, noch andern,

dern, folglich gar nichts. Und doch sieht man an jedem Ecke der Stadt einen Priester stehen: er stellt auf einer Seite alle Marter und Pein der Verstorbenen, und auf der andern die 20 Kreuzer vor. „Soll „dein Freund, sagen sie, dein Vater, Mut„ter oder Bruder nicht das um dich ver„dient haben, daß du ihm um etliche Kreu„zer das ewige Leben kaufest?„ — Aber, Versilberer des seligen Lebens, wenn anders noch ein Funken Nächstenliebe in deinem Busen glimmt, so kannst du ja nicht erst herumfragen, und den armen Abgeleibten indessen martern lassen, du müßtest zum Altar hineilen, und bis du herumfragst, es für dich selbst thun. Dir, sieh nur selbst! kostet so ein unendlicher Werth gar nur eine halbe Stunde, mir aber einen halben Gulden, und ich glaube doch immer, daß ein müßiger Herr leichter 30 Minuten, als ein Armer 30 Kreuzer anwenden könne.

4.

Den Mirakeln auch hier ihren gehörigen Platz einzuräumen, fordert der Gebrauch, den mancher von Ihnen macht, ganz billig. Auch hier protestire ich zum voraus, daß meine Absicht keineswegs sey, die Natur derselben anzugreifen, oder als ein Gegenfüßler der heiligen Schrift sie gar weg zu laugnen. Nein, nur von ihren Entehrungen gereiniget will ich sie wissen, und ihren Mißbrauch zu keinem andern Zweck aufdecken, als daß doch nicht der Tadel von jenem auf den ächten Gebrauch der Mirakel selbst falle; oder fielen wol nicht alsogleich alle wunderthätige Bilder in einen gefährlichen Verdacht, wie einmal hier stadtkündig wurde, daß gleich in der Nähe zwey Bilder nur darum mirakulös wurden, weil das darneben gelegene Wirthshaus eine bessere Losung hatte. — Die Zeit, die wirkende Ursache, und endlich die Wirkung selbst sollen

len nun der Gegenstand unserer Ueberlegung seyn.

Man setzt den Turnus der Mirakel nur in die Jahrhunderte der Dummheit zurück, und nur in den Tagen des starken Glaubens kommen diese seelige Augenblicke als Bottschafter unsers Heils. Aber wie kommt es doch, daß der Gott des Lichts nur in finsteren Jahrhunderten sichtbar unter den Seinigen wandelt? daß der höchste Lehrer der ewigen Weisheit eben die Jahre der Dummheit aussucht, um uns mit den sichtbaren Zeichen seines Wohlgefallens zu beglücken? Warum? — darum antworten die Geistlichen: „weil die Leute nur „das glauben müssen, und gleich mit eige„nen Augen zu sehen anfangen, sobald nur „die Morgenröthe der Aufklärung über die „Hügel heraussteigt, weil sie, durch immer „neue Entdeckungen vorher unbekannter „Dinge, auf den gottlosen Gedanken verfie„len,

„len, man könne, so lang uns immer die „Kräften der Natur ein geheimnißvolles „Räthsel blieben, ihre Gränzen nimmer„mehr so genau bestimmen, und sagen: das „ist nun doch einmal über die Natur, weil „die Welt von Tag zu Tag an Gottlosig„keit zunimmt, o so straft sie Gott halt „auch, er entzieht der sündigen Welt die „Gnade der Wunderwerke, und eben diese „Entziehung soll uns Unglücklichen seinen „Zorn und unsern Unwerth ankündigen.„ Ich wünsche dem Glück, den diese Antwort befriediget, denn er muß gewiß einen Glauben haben, Berge zu versetzen. Ich meines Theils will einmal lieber glauben, daß sie nie zu zahlreich waren, als einen solchen Absprung von Oftseyn auf Nimmerseyn machen.

Mit den Ursachen der Mirakeln ist es gar etwas allerliebstes, und recht anmuthig zu sehen, wie die Klöster eifern, es einan-

der

der an bessern Mirakelmachern bevor zu thun. Eines setzet des andern Vorzüge herab, erhebt die seinige vergleichungsweise, und der dritte findet, daß eines das andre schlecht gemacht, und selbst heruntergesetzt habe. Der hauptsächliche Kunstgriff ist dieser: Ist der mirakulöse Gegenstand noch ganz neu, fängt er erst an, sich und seine Kraft zu zeigen, ist sein Ruf noch nicht genug verbreitet, und seine Kasse arm, o so glaubt der gemeine Mann, oder man macht ihn wenigstens glauben, daß eben dieses Bild, je weniger man es zur Zeit noch achtet, desto wundervoller sey, um sich der Vergessenheit zu entreissen, und daß es eher erhöre, weil es zur Zeit noch wenig überloffen wird. Werden aber die Probstücke als Einladungen schon auf allen Wänden aufgehängt,* kündigen schon öffent-

* So wenig ich eine unumschränkte Zulassung allerley Votivtafeln ohne gar alle Untersuchung billige, so wenig will ich aber

„len, man könne, so lang uns immer die „Kräften der Natur ein geheimnißvolles „Räthsel blieben, ihre Gränzen nimmer„mehr so genau bestimmen, und sagen: das „ist nun doch einmal über die Natur, weil „die Welt von Tag zu Tag an Gottlosig„keit zunimmt, o so straft sie Gott halt „auch, er entzieht der sündigen Welt die „Gnade der Wunderwerke, und eben diese „Entziehung soll uns Unglücklichen seinen „Zorn und unsern Unwerth ankündigen.„ Ich wünsche dem Glück, den diese Antwort befriediget, denn er muß gewiß einen Glauben haben, Berge zu versetzen. Ich meines Theils will einmal lieber glauben, daß sie nie zu zahlreich waren, als einen solchen Absprung von Oftseyn auf Nimmerseyn machen.

Mit den Ursachen der Mirakeln ist es gar etwas allerliebstes, und recht anmuthig zu sehen, wie die Klöster eifern, es einander

der an bessern Mirakelmachern bevor zu thun. Eines setzet des andern Vorzüge herab, erhebt die seinige vergleichungsweise, und der dritte findet, daß eines das andre schlecht gemacht, und selbst heruntergesetzt habe. Der hauptsächliche Kunstgriff ist dieser: Ist der mirakulöse Gegenstand noch ganz neu, fängt er erst an, sich und seine Kraft zu zeigen, ist sein Ruf noch nicht genug verbreitet, und seine Kasse arm, o so glaubt der gemeine Mann, oder man macht ihn wenigstens glauben, daß eben dieses Bild, je weniger man es zur Zeit noch achtet, desto wundervoller sey, um sich der Vergessenheit zu entreissen, und daß es eher erhöre, weil es zur Zeit noch wenig überloffen wird. Werden aber die Probstücke als Einladungen schon auf allen Wänden aufgehängt,* kündigen schon öffent-

* So wenig ich eine unumschränkte Zulassung allerley Votivtafeln ohne gar alle Untersuchung billige, so wenig will ich aber

fentliche Blätter die ausgefallene Meisterstücke an, und ist ohnehin schon alles voll davon, „o, da muß man, sagen sie, noch „mehr zulaufen, es sind Proben und Zei„chen da, man darf es nicht erst wagen, „wie bei jenen, alle Bildnisse haben doch „nicht gleiche Kraft, und ein geprüftes Mit„tel braucht man doch noch immer lieber, „wenn gleich dort ein Freygeist ruft: nein! „gute Waare braucht nicht gelobt zu wer„den, sie lobt sich selbst, und die Kirche ist „kein Kramladen oder Boutique, wo man „mit Aushängung schöner Zeuche Käufer „lockt.„ Bei den Wirkungen endlich selbst läuft das Possirlichste auf das so fein zur Ausflucht und Ausrede erdachte Dilemm hinaus. Auch hier unterscheide ich zwey Fälle; denn es geht der Supplikant die

Statue

aber auch, daß die silberne Gelübde nur deswegen von der Wand kämen, um als ein Service in die bischöfliche Silberkammer übersetzet zu werden.

Statue entweder nur mittels des Gebetes der Priester, oder unmittelbar selbst an.

Der erste Fall; wenn man bei den Geistlichen für baare Erkenntlichkeit etwas begehrt, z. B. daß sie uns den Tod eines überlästigen Mannes, die Gewinnung eines ungerechten Prozesses, Schatzgrabereyen, Regen, schönes Wetter, oder was immer noch im Kalender steht, erbetten möchten, so geschieht dieses oder es geschieht nicht; — bringt es nun meinetwegen Natur, oder Kunst, oder Zufall, oder Politik zuwegen, so ist es gewiß allzeit ihr Werk; es ist die Frucht ihres Kasteiens, und die Wirkung ihres Gebets. Ja selbst soweit gehen sie, (wer sollte es nur glauben) wenn unsre allgemeine Wünsche gekrönt werden, und wir dem Priester nicht einmal ein gutes Wort gaben, um diese zu bitten, so ist er stolz genug noch zu sagen: „die fromme Geistlichkeit erbettete es, welche im Stillen selbst „noch

„noch für ihre Feinde und Versucher bittet,„ das ist, für die, so keine Gutthäter sind.

Beliebe man sich nur ein wenig an die im verwichenen Jahre so lang anhaltende Tröckne zurück zu erinnern, wie schrie nicht alles zusammen: „das ist die Geisel Got„tes, seht, wie er schon darein schlägt, „nun folgt die göttliche Rache uns auf dem „Fuße nach; nur geschwind Kreuz her, „nur mit den Fahnen heraus;„ es geschah nicht — und es regnete doch, und eben noch zur besten Zeit. Wer sollte nicht wol da wenigstens dem Schöpfer der Natur die Ehre lassen, daß es sein Werk und eine ganz natürliche Folge seiner einmal festgesetzten Schöpfung sey? — Die Gesalbten des Herrn — denn sie nehmen ihm die Ehre, und schreiben es sich zu, als die nur im stillen beteten, und wegen welchen, als den wenigen Lots, Gott diesmal noch der Stadt schonte; risum teneatis lectores!

Ent-

Entspricht dem Gebeth keine Wirkung, o! so ist dies schon gar nicht mehr, nach ihren Reden, mit Geld zu bezahlen; denn es zeigt an, daß Gott schon vorher sah, die Erfüllung davon würde unserer Seligkeit widersprechen, und wir würden dieses eben nicht zum besten Gebrauch verwenden, und verkündiget uns zugleich, daß uns Gott noch zu lieb habe, als daß er uns solch einer Gefahr aussetzen möchte, wegen einem zeitlichen Gut ein ewiges zu verliehren; „eben diese abschläg„liche Antwort, sagen sie, ist die vernehmli„che Stimme, womit er uns zu sich ruft, „und nicht wahr, liebes Mütterchen! er „erwies uns so einen bessern Gefallen, da „er dieses unserer Seele zukommen ließe?„ — Ja eben diese läßt itzt noch zur Danksagung, nichts erhalten zu haben, ein paar heilige Messen lesen, weil sich diese Zahlung gegen der erstern verhalten muß, wie die Seele zu dem Körper. — Wer hat es je einmal so weit getrieben? — Doch auch was Wunder?

der? ist denn diesem Einwurfe nicht schon genug durch die ganz feine den Gebetern angeschlossene Formul vorgebaut? — Gott! erhöre mich, wenn es anders zu deiner grössern Ehre, und meiner Seele Heil gereichet. Eine Bedingniß, auf dessen Existenz man erst freilich von der Nichterfüllung seines Wunsches schlüßen muß, und also niemals dahinterkommen kann. Indessen daß man Handwerkern, welche minder ehrwürdig sind, solch' eine Arbeit zurückschlüge, *und* sich sein Geld wiedergeben ließ.

Addressiret man sich aber unmittelbar selbst an den wundervollen Gegenstand, so ist schon wieder ein theologischer Reuter auf jeden möglichen Fall vorgestellt. Geht der Wunsch in Erfüllung, es sey nun der Lauf der Natur, oder ein Geheimniß der Kunst, so ist der Schluß doch gleich da: „Seht, es war „doch etwas Uebernatürliches!„ und alles schreit: „Mirakel über Mirakel!„ Bleibt

der

der Wunsch aber immerhin nichts, als ein leerer Wunsch, o! so war es halt etwas ganz natürliches, und unser vorgelegtes Mittel erstreckt sich nicht über den Horizont der übernatürlichen und verzauberten Sachen herunter, oder es war vielleicht kein festes Zutrauen, kein steifer Glaube da, oder Gott will ausdrücklich strafen, und sich durch nichts den Rächerarm binden lassen.

Mache man doch nur eine einzige Anwendung hievon auf die sogenannte Wetterscheibe; ich finde bei keinem Wetter einen dritten Weg zwischen Einschlagen und Nichteinschlagen, und wie diese zwey Fälle einander gerade entgegen stehen, so muß immer einer davon bei jedem Wetter eintreffen. Geht nun das Wetter ohne Unglück vorüber, wie denn auch ganz natürlich nicht alle Wetter in alle Häuser einschlagen können, da muß es schon ein gemachtes Wetter seyn, es konnte schon gar nicht einschlagen,

 und

und der Donner fuhr vor so viel Kreuzlein zurück. Schlägt aber der Donner die Wetterscheibe selbst von der Wand herab — so war halt das Wetter ganz natürlich, und der Wetterscheiben schon gar nicht zuzumuthen, dawider zu handeln. Den Verlegern davon kann man nicht zu, denn sie sagen ja selbst: „Es ist ein Mittel wider die Wet„ter, aber daß diese nicht einschlagen sollen, „dazu nutzen sie nicht.„ Sagen sie es nun, um nicht in Schanden stehen zu dürfen, oder aus Aufrichtigkeit? — Aber dem, der dumm genug dazu ist, nicht einmal deutsch zu verstehen, und eine Wetterscheibe noch in seinem Zimmer aufhängt, nein! dem ist nicht zu verzeihen.

Solch ein falsches Zutrauen täuschet desto mehr, je tiefer es sich in dem Scheine der Heiligkeit hält. Wie mancher verläßt sich nur allein darauf? und er ist verlassen. Er verachtet Doctor und Medizin, und wird dafür

dafür das Opfer seiner eigenen Dummheit. Verschlimmern sich seine Umstände, so glaubt er, es geschähe nur, um das Wunder grösser zu machen. Wenn das ist, zu was Aerzte, zu was Künste und Wissenschaften? — zu was so viel Arbeit und Mühe? lasse der Reiche von Silber und der Arme von Wachs den schmerzhaften Theil an die volle Wand des darübergesetzten Heiligen hängen, nehmen wir den leichten Rosenkranz statt des schweren Pfluges, und sperren wir den Mund auf, das Manna hineinfallen zu lassen, und kurz, sündigen wir auf unsere Heilige so, wie der Türk auf seinen Fatalismus.

Freilich sagen sie, heilige Kuren gehen nur wider gezauberte Unglücke, und nur schwarze Künste wären ihre Gegenstände — aber wissen denn eben diese Herren, welche so sprechen, nicht auch, daß nunmehr dergleichen Sachen schon ganz aus der Mode

und der Donner fuhr vor so viel Kreuzlein zurück. Schlägt aber der Donner die Wetterscheibe selbst von der Wand herab — so war halt das Wetter ganz natürlich, und der Wetterscheiben schon gar nicht zuzumuthen, dawider zu handeln. Den Verlegern davon kann man nicht zu, denn sie sagen ja selbst: „Es ist ein Mittel wider die Wet„ter, aber daß diese nicht einschlagen sollen, „dazu nutzen sie nicht.„ Sagen sie es nun, um nicht in Schanden stehen zu dürfen, oder aus Aufrichtigkeit? — Aber dem, der dumm genug dazu ist, nicht einmal deutsch zu verstehen, und eine Wetterscheibe noch in seinem Zimmer aufhängt, nein! dem ist nicht zu verzeihen.

Solch ein falsches Zutrauen täuschet desto mehr, je tiefer es sich in dem Scheine der Heiligkeit hält. Wie mancher verläßt sich nur allein darauf? und er ist verlassen. Er verachtet Doctor und Medizin, und wird

dafür

dafür das Opfer seiner eigenen Dummheit. Verschlimmern sich seine Umstände, so glaubt er, es geschähe nur, um das Wunder grösser zu machen. Wenn das ist, zu was Aerzte, zu was Künste und Wissenschaften? – zu was so viel Arbeit und Mühe? lasse der Reiche von Silber und der Arme von Wachs den schmerzhaften Theil an die volle Wand des darübergesetzten Heiligen hängen, nehmen wir den leichten Rosenkranz statt des schweren Pfluges, und sperren wir den Mund auf, das Manna hineinfallen zu lassen, und kurz, sündigen wir auf unsere Heilige so, wie der Türk auf seinen Fatalismus.

Freilich sagen sie, heilige Kuren gehen nur wider gezauberte Unglücke, und nur schwarze Künste wären ihre Gegenstände – aber wissen denn eben diese Herren, welche so sprechen, nicht auch, daß nunmehr dergleichen Sachen schon ganz aus der Mode

 sind,

sind, und man heut zu Tage schon so weit gekommen ist, Teufel mit Prügeln auszutreiben? Wenn ich also ihnen etwas rathen dürfte, so könnten sie ihre pensionsfähige heilige Aerzte pensioniren, die andern aber in die Ruhe setzen.

Wir übrige ganz natürliche Menschen wollen aber, so ziemlich der Natur getreu, zu unserer Menschheit wiederkehren, der Schöpfung die verhunzte Larve abnehmen, womit ihre Kastranten und Vermehrer sie verdeckten, und durch Erkennung der natürlichen Kräfte doch einmal einsehen, daß der Natur immerhin die Wirkung von dem oblag, wovon der Priester nur die gestohlene Ehre trug.

Dies ist die einzige Frucht, die ich noch aus meinem andächtigen Umgange schöpfen kann; und daß meine fromme Gesellschafter hinter diese Benutzung ihrer vertrauten

Ge-

Gespräche nimmermehr kommen werden, ist mein einziger Trost — aber warum denn nicht? — dieses beantwortet ein

Gespräch.

Der Mann. Weißt du, meine Lottche! es ist schon wieder so ein Büchel daraus?

Die Frau. Magst du es dir nicht auch schon wieder kaufen? —

Er. Nein doch, sehen möcht ich es nnr, oder dir vorlesen, wenn du es erlaubtest! —

Sie. Nein, ein für allemal darfst du mirs nicht in's Haus bringen, das sag ich dir, Siriso, verstehst du mich? — Weist du denn nicht mehr was unser Beichtvater gesagt hat?

Er. Ich will es ja eben nicht ins Haus bringen, doch wenn man halt so

 kreuz-

kreuzweis um mich herum davon redet, ist es denn da nicht eine Schande, wenn ich gar so unwissend dastehe? –

Sie. Wie, Schande? so raisonirest du halt auch mit – ich bin nur ein Weib, aber daran würde es mir gewiß niemals fehlen.

Er. Wie aber, wenn einer um die Ursache meines Raisonirens fragt?

Sie. So sage du nur, weil es wider die Religion und Geistlichkeit läuft, es habe die Welt schon lang gestanden, ohne so etwas zu hören, und unsere Voreltern wären gewiß auch keine Narren gewesen.

Er. Wenn er mich aber auffordert, ihm eine Stelle wider die Religion aufzuschlagen?

Sie. So schick ihn nur zu dem Kapuziner- oder Servitenprediger, dort hört ers umsonst, und sag ihm nur keck, er mag

seyn,

seyn, wer er nur immer will, ich habe es gesagt — und sey mir itzt nur einmal still davon, oder ich steh' also gleich vom Tisch auf. — — Nun was sind das wieder für Gesichter, daß ich dir ein wenig ins Herz geredet habe? —

Er. Aber wie möcht ich doch auch wegen etlichen Groschen solch einen Lärmen anfangen? —

Sie. So! sind dir etliche Groschen nichts? Du hast Recht, du hast halt Geld genug, ich weiß schon — wie lang gehe ich itzt schon allbereit mit diesen Handschuhen herum, und wie sehen sie schon aus? Sie kosten ja eben auch nur etliche Groschen, warum ist denn dirs gleich da zu viel? Ha —

Er. Nein, mein Kind! für dich ist mir ja nichts zu viel. Doch siehe nur, bei dem Büchel ist ja auch der Werth noch da.

Sie. Ha, ha — ein schöner Werth, wenn ich's heut nach deinem Tod lizitiren ließ, alle diese Schriften, da bekäme ich einen rechten Bettel dafür. Ja, wenn du mir eine Bibliothek von etlich 1000 fl. zurücklässest, da habe ich gewiß nichts dawider einzuwenden, diese kann ich doch verkaufen, und habe etwas zu leben davon.

Er. Wie, etlich 1000 Gulden? wenn du schon für diese 15 Kreuzer, so mich das Büchel gekostet, solchen Lärmen geschlagen, daß —

Sie. Wie, gekauft ist es schon? schon wirklich gekauft? Nun, wie ich halt immer sage, ich bin zwar ein einfältiges Weib, und verstehe nichts davon, aber das behaupte ich vor Gott und der ganzen Welt, du bist ein Schandfleck der Religion, und ich leide kein so teuflisches Buch in meinem Hause. O! kennete ich nur so einen Schurken, mit Lust kratzte ich ihm die Augen aus. Pfui! —

Er.

Er. Aber Lottche! –

Sie. Geh nur von mir, ich wills nicht, ich mags nicht, uud geh mir nur aus den Augen mit diesem Schandbuch. Du bist exkommunicirt. Es gieng doch in meinem Leben niemal so in meinem Hause zu; da fragt man alsdann erst: wo denn das Unglück herkomme? Wenn das Glück schon wirklich vor der Thür stünde, so müßte es ja wieder umkehren. O Gott! laß mich nicht sinken. Mein Mann, Himmel! mein eigener Mann, wenn hätt er jemal so etwas gelitten? und itzt, ach! – sie eilt schmachtend in das Schlafzimmer, schlägt die Thüre hinter sich zu, fällt ohnmächtig auf ihren Sofa, und weint – er schleicht ihr schüchtern nach, will die Hand küssen, und sagt:

Er. Aber, mein Kind! was ist denn das wieder? Fasse dich nur!

Sie. Geh, oder den Pantoffel, weiß Gott –

Er. O so hör doch! ich will es ja gerne wieder weggeben.

Sie fährt auf: So – ist es nicht genug, daß du schon so unglücklich bist, willst du andere auch noch verführen? Unterstehe dich nur, es verdient ja kaum das Feuer, es zu verbrennen.

Er. So verbrenne es halt in Gottes Namen, wenns doch verbrennt seyn muß.

Sie. Rösel, brings Kohlen! ich will Gott ein Opfer bringen, und so ein Rauch beglückte noch nie mein Schlafgemach. Hörst du sie pfeifen die Todsünden? Gewiß die Engel schüren solche Glut. – Itzt sind halt auch wieder 5 Groschen im Rauch aufgegangen, vielleicht hättest du doch dein Geld noch dafür bekommen.

Er. Habe ich es denn nicht auch gesagt?

sagt? aber verbrennt hat es halt seyn müssen.

Sie. Nein, nein, es reut mich keinen Augenblick, es ist schon so recht geschehen. Glichen mir nur alle Frauen, und glaubten sie mehr ihren Beichtvätern, als ihren Männern! Sonst straft uns Gott noch mehr, denn meinetwegen könnten die Pursch so lang schreiben, bis ihnen die Finger wegfielen, wenn ich nur vorher schon Schmalz und Mehl für diesen Winter hätte.

Ich, meinetwegen auch, dachte ich, (denn der Mann und ich mußten im Winkel schweigen) wenn es nur noch so ein paar Frauen giebt, die meiner Brochüre auch diese letzte Treue und Ehre nicht versagen, Lottche aber meine Augen schont, nur so lang schont, bis ich den Exjesuit als Hausfreund noch werde geschildert haben.

Bayerische Staatsbibliothek München